

bsz

bärner studizytig

AZB CH-3012 Bern

bärner studizytig #8 mai 2017

- **Ordnung ist das ganze Leben**
- **Le nègre s'est fait homme**
- **Die fabelhafte Welt der Sophia Berger**
- **Stadt der Konflikte**
- **Plöiderlet mit: Tommy Vercetti**
- **SUB-Seiten: Wie weiter mit Erasmus+?**

17. JUNI 2017 BERNER UMWELTTAG

**Auch vor deiner Haustüre ist was los!
12 Veranstaltungen im Quartier, schau vorbei!**

- Schrottreifes Velo im Keller? Am Umwelttag abgeben!
- Genug von Fertigfutter? Radieschen selber anbauen und Biodiversitätsfrühstück geniessen!
- Atomstrom – Nein danke? Kauf deinen Anteil einer Solaranlage!
- Deine Wohnung platzt aus allen Nähten? Nicht mehr Gebrauchtes tauschen oder verkaufen und erfahren, wie du weniger Müll produzierst.
- Grünzeug und Viecher? Erfahre mehr über die Bewohner direkt vor deiner Haustüre!
- Alles kaputt? Lass es reparieren und bastle aus Schrott Spielsachen!
- Hunger? Vom veganen Menü bis zum nachhaltigen Kaffee ist alles dabei!

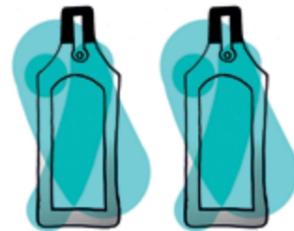
Komplettes Programm: www.bern.ch/umwelttag

Das Papier, das du in den Händen hältst, ist noch nicht bezahlt.

Mut zum Minus ist das Motto. Der Printjournalismus hat einen Wert, solange ihm die LeserInnenschaft diesen zuschreibt. Wieviel ist dir die *bärner studizytig* Wert?



6x Kaffee = 25 CHF?



2x Bombay Gin = 50 CHF?



1x Rokko No Mizu = 135.70 CHF?

Die Druck- und Versandkosten der beiden letzten Ausgaben konnten auch bei grösstem Bestreben nicht durch Inserate gedeckt werden. Daher leert sich das Vereinskonto langsam, aber beständig. Also: Ist dir die *bärner studizytig* etwas wert?

Beteilige dich mit einem Solibetrag!

Inhaberin: bärner studizytig, 3000 Bern
Kontonummer: 61-948171-6, IBAN: CH65 0900 0000 6194 8171 6
BIC: POFICHBEXXX, ZWECK: BSZ-SOLI

Editorial #8

Liebe Freundinnen und Freunde des Aarebötels mit Anker

Dunkle Wolken türmen sich am Horizont und lassen der Gilde der Qualitätsjournalistinnen und -journalisten kalten Angstschweiss von der Nase tropfen. Die See ist rau, der Proviant dürftig. Landauf, landab nagen Redaktionen am tränendurchnässten Hungertuch. Ganze Tageszeitungen verkaufen ihren Körper an Handyfirmen. Und wo stünde da die *bärner studizytig*, wenn nicht auf Deck? Die Zeiten sind hart, aber die *bsz* ist härter. Wir halten die Seile fest in der Hand, und beruhigen uns mit dem Wissen, dass ein richtig gelegter Fassknoten umso besser hält, je stärker daran gezogen wird. An dieser Stelle ein ernstgemeintes Shout-out an unser Zürcher Pendant: Die Zürcher Studierendenzeitung kämpft derzeit ums Überleben und versucht, mit einer Spendenaktion das Leck im Schiffsbug zu stopfen. Weil auch unsere Finanzen mehr rot als rosig aussehen, können wir unseren Kollegenden aus Zürich nicht mehr als ein aufmunterndes Bonmot spenden: Echte Matrosinnen und Matrosen werden im Sturm gemacht.

Genug des Selbstmitleids. Trotz allem haben wir auch in dieser Ausgabe weder Kosten noch Aufwand gescheut: ob Auslandreportage mit dreiköpfigem Expeditionsteam oder Interview mit hiesigem Popstar, ob märchenhaftes Porträt aus einem Berner Altstadt-keller, krass investigative Recherche in den Reihen einer ortsbekannteren Studentinnen-verbinding oder Präsentation revolutionärer Theorien, mit dem Potential, die althergebrachte Geschichtsschreibung auf den Kopf zu stellen.

Und weil wir in Gelddingen derart unstudiert sind, fanden wir die Idee prächtig, die letzten Reste unseres Erklauten an der «studizytig – la fête» im ISC übers Publikum regnen und flüssig als Moët & Chandon in unseren Kehlen prickeln zu lassen. Der Reue letzter Schluss fasste schon Mani Porno treffend zusammen: «You can take me out of the good life, but you can't take the good life out of me.» Wir schliessen uns dem an.

Beste Lektüre wünscht
eure Redaktion
redaktion@studizytig.ch
www.studzizytig.ch

Titelbild: Sina Fischer

inägspienzlet	4
– Ordnung ist das ganze Leben	
retourgutschä	7
– Le nègre s'est fait homme	
charaktergring	10
– Die fabelhafte Welt der Sophia Berger	
ännet dr gränzä	12
– Stadt der Konflikte	
plöderlet	19
... mit Tommy Vercetti	
wärweistä	24
grümschelichschttä	25
sub-seiten	26
– Die Schweiz und Erasmus+	
– Der StudentInnenrat und Neugewählte	

Ordnung ist das ganze Leben

Was bewegt einen dazu, sich zum wöchentlichen Umtrunk mit Mütze, Band und Singbuch zu verpflichten? Ein Augenschein bei der Auroria Bernensis, der ersten rein weiblichen Studentinnenverbindung an der Universität Bern.

Vier Damen und eine Füxin empfangen mich an einem Mittwochabend in einem kleinen Spunten in der Länggasse, den sie dieses Semester als Stammlokal nutzen. Ich nehme Platz an einem langen Tisch und bestelle Kühles, auf dem Flachbildschirm über unseren Köpfen läuft gerade Gewichtheben. Als dann auch die letzte studentische Mütze aufgesetzt und das letzte Band gerichtet ist – Rot hat stets oben zu sein, Weiss hingegen unten – kann Ginger, die Vizepräsidentin der Auroria Bernensis, den allwöchentlichen Stamm endlich eröffnen: «Silentium corona, ich erwarte eure Anmeldungen.» Nachdem die Anmeldung jeder einzelnen Verbindungsstudentin verklungen ist, dürfen die nicht mehr ganz so kühlen Biere, die schon seit dem Eintreffen der ersten auf dem Tisch darben, endlich die Kehlen hinuntergespült werden. Es gäbe keinen Trinkzwang bei ihnen, beteuern die Aurorianerinnen, doch trotzdem bleibt an diesem Abend niemand bei Alkoholfreiem. Wer Bier nicht mag, bestellt ein Panaché. Das sei für sie gerade so geniessbar, sagt mir Ginger.

Die fünf Farbentragenden sind gut gelaunt, aber erstaunt über die tiefe Anwesenheitsquote ihrer Verbindung. Die Teilnahme an den Stämmen sei grundsätzlich Pflicht. Das Studium habe aber Vorrang und deshalb könne man sich bei zeitlichen Engpässen auch mal für ein Se-

mester dispensieren lassen. «Wir sind keine Sekte», sagt Ginger, die anderen lachen. Austritte sind hingegen nicht vorgesehen: Studentinnen- und Studentenverbindungen verstehen sich als Lebensbünde, bei denen die Mitgliedschaft und Verbundenheit erst mit dem Tod endet. Nicht umsonst wohnen viele der traditionsreichen Männerverbindungen regelmässig den Beerdigungen ihrer Altherren bei, um ihnen die letzte Ehre zu erweisen. Die Auroria Bernensis kennt diese Verpflichtung als noch junge Verbindung nicht. Gegründet vor zwölf Jahren als erste rein weibliche Studentinnenverbindung der Universität Bern gab es bisher vor allem Hochzeiten und das zehnjährige Jubiläum zu feiern. Das jugendliche Alter der Verbindung bringt aber auch Herausforderungen mit sich: Regeln entwickeln sich fortlaufend und dieser Prozess ist noch nicht abgeschlossen. Klassische Studentenverbindungen haben diese Probleme vor 200 Jahren durchlebt.

Mut zur Ordnung

Wer einem Stamm der Auroria beiwohnt, bemerkt schnell, dass hier viele Regeln einzuhalten sind. So darf kein Glas angesetzt werden, ohne dass jemandem zugetrunken wird. Wer sich auf die Toilette oder für eine Rauchpause nach draussen begeben will, muss dafür erst die

ranghöchste Anwesende um Erlaubnis bitten. Dies und vieles mehr ist im sogenannten «Comment» der Verbindung festgehalten. Die einengenden Vorschriften begründen die Aurorianerinnen mit der Ordnung, die dadurch sichergestellt werde. Sobald eine gewisse Verbindlichkeit bestehen soll, sei es effizienter, Vereinsstrukturen zu etablieren, denn ohne klare und strikte Regeln funktioniere eine Gemeinschaft von 15 bis 20 Leuten schlicht nicht, sind die fünf Frauen überzeugt. Immer wieder betonen sie aber auch die spielerische Lust an Ritualen und Rollenspielen, die in Verbindungen gepflegt werden. So wird zwar Latein als Verbindungssprache verwendet, doch immer wieder fliessen fantasievolle Pseudofloskeln ein: Die Bitte um Erlaubnis einer Rauchpause wird durch das ominöse Sprachkonstrukt «tempus puffandi»

Eine Student-Innenverbindung ist im Grunde genommen institutionalisierte Freundschaft.



geäussert. Die Bewilligung wird mit dem tatsächlich lateinischen «habeas» – in etwa «du sollst es haben» – erteilt. «Latein ist Teil des Spiels», bestätigt Splendida.

Blosses Spiel sind die Formalitäten jedoch nicht. Daisy betont: «Tradition hat für mich an sich einen Wert. Alle meine Vorfahren waren ebenfalls Couleuriker.» Meridiana fügt an: «Es wird zu häufig Altes verworfen. Dabei hat dieses die Gegenwart, wie wir sie kennen, erst geformt. Für mich ist es eine beruhigende Vorstellung, dass, wenn ich 60 Jahre alt bin, noch Studentinnen in der Verbindung zusammenkommen wie wir es heute tun.» Für Ginger hingegen waren diese Bestandteile des Verbindungswesens zu Beginn nicht besonders attraktiv: «Mich haben die Regeln eher abgeschreckt – ich lasse mir doch nicht vorschreiben, wie ich mein Bier zu trinken habe.» Dennoch habe sie in der Verbindung ein anderes Verhältnis zu Hierarchien gefunden: «Früher fand ich Macht doof, aber wenn man selbst Präsidentin ist, kann sie ganz praktisch sein.»

Die Vorurteile, mit denen sich Verbindungen regelmässig herumschlagen müssen, kennen die Aurorianerinnen und weisen sie vehement zurück: Sie seien keine rechten, pausenlos saufenden, elitären Studentinnen, die sich an erniedrigenden Mutproben ergötzen. Transparenz, die sie

«Die Auroria ist sicher durchmischerter als die Gruppe vegetarischer und feministischer Theologinnen, die ich vom Studium kenne.»

mit der Farbe Weiss in ihrem Band symbolisieren, sei ihnen ein grosses Anliegen, um diesen Stereotypen den Wind aus den Segeln zu nehmen und gesellschaftlich mehr Akzeptanz zu erlangen. Meridiana meint: «Früher war es noch normal, mit dem Couleur an die Universität zu gehen. Heute wäre das in gewissen Instituten fast Selbstmord.» Weiter fürchtet sie sich davor, dass hierzulande bald Verhältnisse wie in Deutschland herrschen könnten, wo es zum Teil gefährlich geworden sei, sich als Verbindungsmitglied öffentlich mit den Farben zu zeigen. Bei aller Liebe zur Transparenz bleiben

trotzdem ein paar blinde Flecken. Verbindungsinterna wie zum Beispiel die Damenprüfung bleiben ein Geheimnis. Ginger verriet aber mit einem Augenzwinkern: «Meine Pfaditaufe war schlimmer.»

Heterogenität als Stärke

Trotz der Regelmässigkeit und des Pflichtbewusstseins der Auroria geht es am Stamm bisweilen chaotisch zu und her. Immer wieder fällt man einander ins Wort oder reizt den tolerierbaren Lärmpegel bis zum Bersten aus, Ginger mahnt regelmässig zur Ruhe. Einige teilen mit der grossen Kelle aus, andere relativieren eher, wiegeln ab. Daisy ergänzt: «Es chlöpft mänglich o.» Man müsse einfach immer in der Lage sein, den gemeinsamen Nenner zu finden. Anders als vermutet, handelt es sich bei der Auroria nicht um eine studentische Echokammer, hier prallen vielmehr verschiedene Meinungen und Weltanschauungen aufeinander. Ginger bestätigt diesen Eindruck: «Die Auroria ist sicher durchmischerter als die Gruppe vegetarischer und feministischer Theologinnen, die ich vom Studium kenne». Die Heterogenität ihrer Mitglieder sei eine grosse Stärke, denn so lerne man ganz verschiedene Leute aus unterschiedlichen Studiengängen kennen. «Leute, an denen ich sonst garantiert vorbeigegangen wäre, weil sie mir auf den ersten Blick unsympathisch waren», so Daisy.

«Mich haben die Regeln eher abgeschreckt – ich lasse mir doch nicht vor-schreiben, wie ich mein Bier zu trinken habe.»



In der Verbindung würden aus solchen anfänglichen Antipathien schliesslich lebenslange Freundschaften. Die Verbindung sei eine «selbst ausgewählte Familie».

Heterogenität bei den Geschlechtern?

Nach dem einhelligen Lobgesang auf die Heterogenität drängt sich unweigerlich die Frage nach der geschlechtlichen Heterogenität auf. Eine gemischte Verbindung will die Auroria aber auf keinen Fall sein. Zuerst wird auf den angeblich rauerer Umgang verwiesen, der herrsche, wenn Männer dabei seien. In gemischten Verbindungen würden Frauen eher den Männern nacheifern, weshalb das Klima männlich dominiert sei. Die Zulassung ausschliesslich weiblicher Mitglieder sei auch historisch bedingt: Ursprünglich hatten nur reine Männerverbindungen existiert, weshalb sich die Auroria als Gegenbewegung zum Ausschluss der Frauen versteht. Die Gründung einer reinen Frauenverbindung sei ein «Schrei nach Gleichberechtigung» – ein trotziges «wir können und dürfen das auch» an alle, die sie früher nicht dabei haben wollten. Trotzdem versteht sich die Auroria bestens mit anderen Verbindungen «auf Platz Bern» und trifft sich immer wieder mit verschiedenen von ihnen an gemeinsamen Anlässen, sogenannten «Zweifärbelem». Das ganze Verbindungswesen sei ein Netzwerk, der Zusammenhalt sehr stark, ungeachtet der Verbindungszugehörigkeit.

Freizeit im Dienste des Sozialkapitals

In Zeiten abnehmender Bereitschaft, gerade unter jungen Menschen, sich in einem Verein zu engagieren und regelmässige Anwesenheit zu garantieren, stellt die Studentinnenverbindung eine Antithese dar. Die Aurorianerinnen legen Wert auf Regelmässigkeit und Disziplin, weil sie Halt in den Strukturen suchen. Eine StudentInnenverbindung ist im Grunde genommen institutionalisierte Freundschaft, vielleicht gar eine widerspenstige Bastion formell verankerter Beziehungen. Hier ist die Welt noch in Ordnung, weil man die Sicherheit besitzt, dass jeden Mittwochabend im Stammlokal die gleichen Leute auf einen warten, während Sozialwissenschaftler vor dem Untergang des Vereinswesens warnen.

Die Auroria Bernensis betont das Networking in ihrem Online-Auftritt immer wieder als einen ihrer Zwecke. Die Unterstützung durch ältere KommilitonInnen kann für das Studium von Vorteil sein. In erster Linie aber profitieren die Farbentragenden von den Beziehungen zu Altdamen und vor allem Altherren, welche im Berufsleben wichtige Positionen inne haben und den Verbindungsmitgliedern bei der Suche nach Praktika und dem Einstieg in den Arbeitsmarkt unter die Arme greifen können. Angesprochen auf diese elitär anmutende Motivation, entgegnet Sayuri: «Gilt der Vorwurf des Elitarismus nicht für alle Vereinigungen von Studierenden?»

Es versteht sich von selbst, dass wohlbetuchte Altmitglieder ihre Studentenverbindung auch finanziell unterstützen, weswegen nicht wenige der geschichtsreichen Verbindungen stattliche Verbindungshäuser und einen grosszügigen Etat besitzen. Auf die Auroria treffe dies leider nicht zu.

Weiter sei angedacht, dass jedes Verbindungsmitglied während ihrer Aktivitas eines bis mehrere Ämter, die demokratisch besetzt werden, bekleidet. Dadurch könne in einem geschützten Rahmen Verantwortung übernommen und die Sozialkompetenz geschult werden. Ausserdem forme die Verbindung das Auftreten und übe einen im Umgang mit Andersdenkenden. «Im Job muss man das auch können», meint Meridiana.

Der Abend vergeht, der Spunten wie auch die Gläser leeren sich, inzwischen flitzen Fussballer über den Bildschirm. Als ich mich verabschieden will, laden mich die Aurorianerinnen ein, sie am nächsten Mittwoch noch einmal zu besuchen - ein gemeinsamer Stamm mit einer Männerverbindung stehe an. Dort werde das Spiel der Trinksitten und Bräuche ausgiebiger praktiziert. «Die Zweifärbeler sind deshalb am interessantesten», gibt mir Daisy mit auf den Weg. **text: david burgherr; bilder: sam von dach**

Le nègre s'est fait homme

In der Geschichtsschreibung zur Entstehung der modernen Demokratie geht die Revolution auf Haiti meist vergessen. Dabei legten die BewohnerInnen der Karibikinsel Ende des 18. Jahrhunderts ein Fundament für die Akzeptanz der Menschenrechte und setzten ein Zeichen gegen die Diskriminierung dunkelhäutiger Bevölkerung.

Die Abkehr vom Feudalismus, die Gründung des liberalen Rechtsstaats, Gleichheit für alle BürgerInnen. Die Eckpfeiler der Gründung einer modernen, demokratischen Gesellschaft werden gemeinhin der Französischen Revolution zugeschrieben. Zusammen mit der Unabhängigkeitserklärung der USA gilt sie als grosse Zäsur der Demokratiegeschichte, als Geburtsstunde moderner Bürgerrechte. «Wem ist denn die Haitianische Revolution bekannt?», fragte die Soziologieprofessorin Gurminder Bhambra am Kongress «Reclaim Democracy» Anfang Februar in Basel. Nur vereinzelte Hände erhoben sich in der Weite des grossen Saals. Der Umsturz auf der Karibikinsel findet kaum je Erwähnung, wenn es um die Ursprünge fairer Mitbestimmungsrechte für alle geht. Die wenigsten Lehrpersonen in Europa dürften die Haitianische Revolution in ihrem Unterricht thematisieren. Sogar die universitären Lehrgänge lassen die Thematik oft aussen vor – Studierende stolpern meist nur zufällig darüber. Zu Unrecht, wie Gurminder Bhambra findet. «Unser Demokratieverständnis ist defizitär, wenn wir Haiti in der Demokratiegeschichte auslassen und die Entstehung moderner Demokratien primär auf Frankreich und die USA

zurückführen.» Die Professorin forscht an der englischen Universität Warwick in den Bereichen Kolonialismus und Postkolonialismus – und plädiert für eine grössere Beachtung der Haitianischen Revolution.

Als am 14. Juli 1789 in Paris aufgebrachte BürgerInnen die Bastille stürmten, ahnte man viele tausend Kilometer weiter westlich noch nichts von den Konsequenzen, die dieses Ereignis mit sich ziehen würde. In der französischen Kolonie Saint-Domingue, dem heutigen Haiti, prosperierte die Wirtschaft. Dank ihrem Zuckerexport galt die Kolonie als die einträglichste der Welt. Die Leidtragenden dieses kolonialen Handelns waren die versklavten Menschen auf den Zuckerrohrplantagen. Die Arbeitskraft der Verschleppten wurde konsequent und erbarmungslos ausgenutzt, ihr Tod war gar ein fix einkalkuliertes Risiko in den Geschäftsbüchern der Kolonialisten.

Die Versklavten bildeten die unterste Schicht einer Gesellschaft, die streng rassenhierarchisch organisiert war. Je heller die Haut, desto mehr Rechte gestand die Kolonialregierung ihren Untergebenen zu. Die weissen EuropäerInnen, bestehend aus den Grundbesitzenden («grands blancs») und den Besitzlosen

(«petits blancs»), bildeten die Oberschicht. Mulatten («gens de couleur») besaßen zwar teilweise eigene Plantagen und brachten es zu erheblichem Wohlstand, durften aber keine öffentlichen Ämter ausüben. Wie die «grands blancs» lehnten auch die wohlhabenden Farbigen eine gerechtere Verteilung des Bodens ab. Dieses Spannungsverhältnis innerhalb der Gesellschaft zwischen Versklavten, Farbigen und Weissen, sowie Besitzenden und Besitzlosen bildete die Grundlage für die Revolution auf Saint-Domingue. Als die Neuigkeiten aus Frankreich die Karibik erreichten, begannen die vorherrschenden Machtverhältnisse zu bröckeln. Während sich die farbige Mittelschicht mit der Forderung nach «égalité» und «fraternité» in ihrem Streben nach rechtlicher und sozialer Gleichsetzung mit der weissen Oberschicht bestärkt sah, fokussierten die dunkelhäutigen Versklavten insbesondere auf den Gedanken der «liberté».

Aufstand der Unterdrückten

In einem Geheimtreffen bei Feuerschein und religiösen Ritualen planten sie ihre Rebellion gegen die französische Herrschaft – so besagt es zumindest die Legende. Die historische Faktenlage

«Einzigartig ist dabei die Radikalität, mit denen die Versklavten durch Selbstemanzipation ihre Freiheit erlangten»

ist undurchsichtig. Klar ist, dass es im Spätsommer 1791 in der Nordprovinz Saint-Domingues' zu einer Zusammenkunft kam, bei welcher der Beginn des Aufstands besprochen wurde. Am 22. August war es dann so weit: brandschatzende Versklavte zogen von Plantage zu Plantage, exekutierten die weissen Pflanzerfamilien und ermunterten die einfachen ArbeiterInnen, sich ihnen anzuschliessen. Obwohl viele folgten, gab es auch Farbige, die sich auf die Seite der Weissen stellten. Insbesondere die besitzende Mittelschicht sah in der Forderung der Aufständischen nach einer Bodenreform eine Gefährdung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Privilegien. Eine einheitlich geführte Revolte war so unmöglich. Auch unter den Versklavten war man sich nicht einig. Die unterschiedliche afro-ethnische Herkunft liess geografisch isolierte Partikularverbände entstehen, die unabhängig voneinander operierten. Die Revolution zerfiel in mehrere Teile.

Die weissen KolonialistInnen reagierten auf den Aufstand mit brutaler Repression gegenüber dem dunkelhäutigen Teil der Bevölkerung. Immer mehr RekrutInnen schlossen sich in der Folge den Revolutionären an. Trotzdem mussten diese immer wieder Niederlagen gegen die besser ausgerüstete französische Armee in Kauf nehmen. Die Wende brachte schliesslich der Eintritt Spaniens in den Konflikt. Die Iberer besaßen bereits den Osten der Insel und wollten 1793 ihre Herrschaft auch im Westteil etablieren. Die weissen Plantagenbesitzer fürchteten um den endgültigen Verlust ihres Besitzes und wendeten sich hilfessuchend an Grossbritannien. Darin sahen wiederum die Versklavten zusätzliches Unterdrückungspotenzial,

welches sie dazu verleitete, auf die Seite Frankreichs zurückzukehren. Die externe Bedrohung hatte zur temporären Beseitigung der inneren Konflikte geführt.

Grosse Teile der Sklavenverbände kämpften nun aufseiten der neuen französischen Republik. Vereint gelang es ihnen, die Spanier und Briten aus Saint-Domingue zu vertreiben. Weil sich die «grands blancs» in ihrer Not an den imperialistischen Erzfeind Grossbritannien gewendet hatten, wurden sie als Verräter an der französischen Republik betrachtet und mussten die Insel verlassen. In der Folge verbesserte sich die Stellung der dunkelhäutigen Bevölkerung. Auf Druck der ehemals Unterdrückten und als Dank für die Loyalität zur Republik erhielten im August 1793 alle BewohnerInnen im Norden der Kolonie das französische Bürgerrecht. Ein halbes Jahr später entschied der Konvent in Paris, die Sklaverei im gesamten französischen Herrschaftsbereich abzuschaffen.

Europas «Politik der Auslassung»

Die Revolte der Versklavten ist deshalb so bedeutend, weil dabei erstmals entrechtete Menschen erfolgreich für ihre eigenen Rechte einstanden. «Einzigartig ist dabei die Radikalität, mit denen die Versklavten durch Selbstemanzipation ihre Freiheit erlangten», führte Gurminder Bhambra aus. «Gerade deswegen müssen wir die gängigen, klar eurozentrischen Narrative dringend rekonstruieren.» Fälschlicherweise werde die Revolution Haitis als Episode derjenigen Frankreichs abgehandelt. Dabei ist das genau nicht korrekt: Am 1. Januar 1804 verkündeten frühere Versklavte und ehemals freie Farbige die Unabhängigkeit Haitis. Oder wie es ein stolzer Haitianer später formulierte: «Le nègre s'est fait homme». Fortan hiess der Staat Haiti, was in der Sprache der indigenen Taíno «bergiges Land» bedeutet.

In Frankreich hatte inzwischen Napoleon Bonaparte das Zepter übernommen. Mit einer neuen Konstitution verfolgte er das Ziel, die alte soziale Ordnung wiederherzustellen. So kam es zu Beginn des 19. Jahrhunderts erneut zum militärischen Konflikt zwischen französischen Truppen und der farbigen Bevölkerung der Insel. Die Auseinandersetzung endete mit der Niederlage Frankreichs und dem komplet-

ten Abzug seiner Soldaten. Der neue Staat Haiti gründete auf der Verfassung, die der vormalige Führer des farbigen Widerstand Toussaint Louverture bereits drei Jahre zuvor verfasst hatte. Louverture, zeichnete verantwortlich, dass die Verfassung mit einem expliziten Diskriminierungsverbot versehen war – als weltweit erste ihrer Art.

Noémi Michel sieht in der heutigen europäischen Historiographie ebenfalls eine Form von Diskriminierung. Die Genfer Politologin hat einen haitianischen Vater, ist entsprechend mit der Geschichte des Landes aufgewachsen. Dass Europa die Haitianische Revolution diskreditiert, ist aus ihrer Sicht Ausdruck einer «rassifizierten Anordnung von Wissen». NichteuropäerInnen würden in westlichen Gesellschaften oftmals als «Menschen von anderswo» kategorisiert – für Michel eine inakzeptable Tatsache. Sie engagiert sich als Mitglied des «Collectif Afro-Swiss» gegen Rassismus im öffentlichen Raum. Zu oft wird sie nur aufgrund ihres Äusseren gefragt, woher sie denn komme – zu selten wird sie ganz einfach zu derselben europäischen Gesellschaft gezählt. Wenn eine Person automatisch einer «anderen» Herkunft zugeschrieben wird, wie kann sie dann in demokratischen Auseinandersetzungen eine gleichwertige Stimme haben? Noémi Michel spricht in diesem Zusammenhang von einer «Politik der Auslassung». Haitis Geschichte werde absichtlich vergessen.

«Europa leidet unter kolonialem Erinnerungsverlust»

Das Problem kann indes kaum auf Individuen abgewälzt werden, vielmehr ist es struktureller Natur: Die verantwortlichen Institutionen – Schulen, Universitäten, aber auch die Politik – vernachlässigen die Geschichte aussereuropäischer Staaten. Europa habe die Vergangenheit zum Schweigen gebracht, schrieb der haitianische Anthropologe Michel Rolph Trouillot dazu. «Europa leidet unter kolonialem Erinnerungsverlust», sagt Noémi Michel.



Historische Zeichnung der Revolte: Die Farbigen massakrieren die weisse Bevölkerung Haitis. «Saint-Domingue, ou l'histoire de ses révolutions»

Trotz der Pionierleistung vor über 200 Jahren: Haiti ist heute eines der weltweit ärmsten Länder. Zwei Drittel der Menschen können keiner regulären Arbeit nachgehen, die Quote der AnalphabetInnen liegt bei fast 50 Prozent. So turbulent wie die Phase vom Beginn der Unruhen 1791 bis zur Unabhängigkeitserklärung 1804 verlief, so kam Haiti auch in den Folgejahren und -jahrzehnten nie zur Ruhe, die Problemstellungen wirken bis ins 21. Jahrhundert nach. Bereits kurz nach dem Ende der Kämpfe war die Union der Farbigen in ihre Einzelteile zerfallen. Die «anciens libres», die bereits vor der Revolution frei waren, beanspruchten die Macht im neuen Staatsgebilde für sich. Sie besaßen eine deutlich bessere Bildung als die Bevölkerungsmehrheit, weshalb sie eine Herrschaft der Fähigsten bevorzugten. Anders sahen das die ehemals Versklavten, die eben erst die Freiheit erlangt hatten. Die grosse Masse an «nouveaux libres» forderte, dass die Macht der Mehrheit zustehen müsse. Dieses Spannungsverhältnis steht am Anfang der «question de couleur» auf Haiti. Deren Ergebnis war eine angebliche Spaltung der Gesellschaft in eine Minderheit privilegierter Mulatten und einer marginalisierten Mehrheit ehemals Versklavter. Diese konstruierten Gegensätze waren aber stets Teil einer Mystifikation, die bei-

den Seiten zur Herrschaftssicherung zu instrumentalisieren versuchten. In Realität war es eher so, dass sich eine städtische Minderheit die politische und wirtschaftliche Macht teilte, während die Landbevölkerung stark benachteiligt war. Dieser sozioökonomische Unterschied ist bis heute aktuell und erklärt die vorherrschende Ungleichheit bei der Einkommensverteilung und auch den Chancen auf Bildung. Die Romanistin und Hispanistin Frauke Gewecke schrieb in ihrem «Epilog auf eine glorreiche Revolution», sämtliche Oppositionsführer seit der Staatsgründung hätten sich rassistischer und mystifizierender Ideologien bedient, anstatt die tatsächlichen Probleme in der Bevölkerung anzugehen.

Frankreich verdrängt seine Vergangenheit

Und Frankreich? Im Jahr 1989 feierte Paris 200 Jahre Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Das Land inszenierte den besonderen Geburtstag als Exempel für seine Weltoffenheit und erfolgreiche Integration verschiedener Kulturen. «Um die Menschenrechte herum» sollte ein «Fest der nationalen Aussöhnung» gefeiert werden – das hatte der verantwortliche Regierungsvertreter Edgar Faure im Vorfeld verkündet. Dabei sah Frankreich (einmal mehr) über

seine unrühmliche koloniale Vergangenheit hinweg und verwischte gleichzeitig die ebenfalls bedenklichen Zustände der Gegenwart. Für die Jubiläumssparade versuchte das Organisationskomitee farbige ArbeiterInnen anzuheuern. Das gelang nur mit Mühe, weil viele Angefragte fürchteten, mit dem Fernbleiben von der Arbeit ihren Job aufs Spiel zu setzen.

Das Propagieren eines Multikulturalismus halte die breiten strukturellen Widersprüche des Systems unter Verschluss, kritisiert der Historiker Laurent Dubois. Jenes System habe lange seinen Universalismus zelebriert, gleichzeitig aber Strukturen der rassistischen und ökonomischen Exklusion aufrechterhalten. «Europa ist heute nicht wohlhabend, weil die Generation unserer Väter und Grossväter immer hart gearbeitet hat, wie das nationalistische ExponentInnen gerne behaupten. Europa ist wohlhabend, weil es eine koloniale Vergangenheit hat», stellt Gurminder Bhambra klar. Frankreich proklamierte 1989 die Errungenschaft für sich, wofür zu einem wesentlichen Teil die BewohnerInnen Haitis verantwortlich zeichnen oder zumindest den Stein des Anstosses gegeben hatten: einen Universalismus, der alle Menschen mit einschliesst. **text: lukas siegfried, mathias streit; bild: zvg**

Die fabelhafte Welt der Sophia Berger



Märchen sind ihre steten Begleiter. Sophiedorothea Berger verwendet die häufig als Kinder-geschichten belächelten Volkserzählungen, um eine Verbindung zu Menschen aus anderen Kulturkreisen aufzubauen. Die *bärner studizytig* hat hingehört, an einem ihrer Erzähl-abende und bei einem persönlichen Gespräch.

Ein Sandsteinkeller in der Altstadt, die Strahlen eines linden Sonntagabends fallen die steile Treppe hinunter in das Gewölbe. Dort haben sich ein Dutzend Leute versammelt, um für einige Stunden in märchenhafte Welten einzutauchen. Der kleine Raum ist mit einem weichen, gelblichen Licht beleuchtet und mit Sitzkissen und Teppichen eingerichtet. Einige Stuhlreihen sind aufgestellt. Wer die Treppe hinuntersteigt, wird sogleich von einer Atmosphäre wie bei Tausendundeiner Nacht ergriffen. Sophia, die schon beim ersten Treffen das Du anbietet, ist in ein reges Gespräch vertieft. Zusammen mit Parvin aus dem Iran und Eldisa aus Albanien wird sie bald zwei Märchen aus deren Heimatländer erzählen.

Sophia ist in Langnau im Emmental aufgewachsen, wie sie uns an einem verregneten Tag Anfang April im Café erzählt. Seit ihrer Kindheit sind Märchen ein Teil ihres Lebens. «Unsere Mutter hat viele Geschichten erzählt, so wurden diese für mich selbstverständlich», erinnert

sich die heute 79-Jährige. Als Jugendliche ging sie dann nach Bern, um eine Ausbildung zur Lehrerin zu beginnen. Nach einigen Jahren in diesem Beruf machte sie eine Weiterbildung zur Heilpädagogin und arbeitete fortan mit Menschen mit einer geistigen Behinderung. Während dieser ganzen Zeit verwendete sie Märchen, sei es in der Freizeit oder bei der Arbeit.

Im Jahr 2003 fasste sie schliesslich den Entschluss, nach Palästina zu reisen. «Eigentlich ist das George W. Bush zu verdanken», meint sie und lacht, «er bezeichnete Palästina als das Land der Bösen. Da dachte ich mir: Da gehe ich hin». Sie arbeitete in einer Reha in Ramallah, Arabisch konnte sie nur einige wenige Worte. Trotzdem kam sie dort zum ersten Mal mit Volkserzählungen aus einer anderen Kultur in Berührung – und war sofort verzaubert. Spontan und offen wie sie ist, tat sie sich mit einem palästinensischen Professor zusammen, um einige der palästinensischen Märchen ins Englische zu übersetzen und in einem Buch

charaktergring

zu sammeln. Dabei sollte es jedoch nicht bleiben – Sophias Feuer war entfacht. Sie suchte nach Märchen aus verschiedensten anderen Ländern wie Tibet oder Eritrea. Fündig wurde sie dabei unter anderem im Asylzentrum, in welchem sie eine Zeit lang Deutsch unterrichtete. Sophia ist eine passionierte Erzählerin, sie spricht direkt, unverblümt und offen, ob sie nun Märchen oder aus ihrem Leben erzählt. Obwohl sie bei letzterem keinem roten Faden folgt, vermag sie es dennoch, uns vom ersten Wort an in ihren Bann zu ziehen.

Den Versammelten an besagtem Sonntagabend geht es nicht anders, als Sophia mit einem kurzen Eröffnungswort beginnt. Sobald es ruhig wird, setzen sich Parvin und Sophia auf die grossen Sitzkissen. Mit kräftiger Stimme hebt Sophia an und erzählt die berührende Geschichte eines Baumes, der verkümmert, da er nicht so wachsen kann wie er gerne möchte. Schliesslich erfährt er jedoch von einem kleinen Mädchen Liebe und Akzeptanz und erblüht so von Neuem. Parvin erzählt nun dieselbe Geschichte auf Persisch, die fremde Sprache hört sich wie eine ungewohnte Melodie an. Dennoch ruft der Erzählton ein Gefühl von Vertrautheit hervor und in diesem Augenblick wird klar, was Sophia meint, wenn sie von der Sprache der Märchen spricht.

Mehr Sinnlichkeit, weniger Rationalität

Für Sophia ist unsere Welt zu stark von Rationalität geprägt, Märchen würden dazu einen Ausgleich schaffen. «Die Sinnlichkeit kommt einfach zu kurz. Alles soll mit dem Kopf und der Logik erfasst werden», meint sie. Dabei sollte viel mehr auf die Gefühle achtgegeben werden. Märchen bedienen aus der Sicht von Sophia ebendiese Sinnlichkeit, sie sprächen auf einer anderen Ebene zu Menschen als beispielsweise wissenschaftliche Texte. Auch wenn Märchen in einer anderen Sprache erzählt werden würden, scheinen Zuhörende den Sinn der Geschichte erfassen zu können, erzählt sie uns mit Begeisterung. Ausserdem liessen Märchen einen grossen Spielraum für Interpretation, jeder und jede könne sie so verstehen wie sie möchte und wie er sich gerade fühlt. Einer, der ihrer Meinung nach diese Sinnlichkeit mit seiner Kunst verkörperte, war Mani Matter.



Sophia zusammen mit Parvin (links) und Eldisa (rechts).

«Er hat es geschafft, diese Sinnlichkeit der Texte in seinen Liedern rüberzubringen», schwärmt sie.

Nach einer kurzen Pause geht es weiter, nun auf Albanisch – mit einer tragischeren Geschichte, bei der sich eine Mutter opfert für die Stärke ihres Volkes, indem sie sich in die Stadtmauer einmauern lässt. Gebannt hören die Gäste zu, die beiden Erzählerinnen verstehen es, ihr Publikum zu fesseln. Am Ende des Abends gibt es einige Häppchen, alle von Parvin selbstgemacht. Es bleibt Zeit für Unterhaltungen und interkulturellen Austausch.

Märchen schaffen einen Ausgleich zu unserer von Rationalität geprägten Welt.

Weg mit den Hierarchien

Mit dem Märchenerzählen verfolgt die energiegeladene Sophia auch ein politisches Ziel. Sie fordert ein Umdenken: «Es kann doch nicht sein, dass wir im Misstrauen und in der Angst untergehen. Also für mich ist das keine Option.» Sie plädiert für mehr Menschlichkeit und

weniger Angst voreinander – «Wir müssen zusammenkommen, wenn wir weiterleben wollen!» Sie möchte die Menschen dazu ermuntern, die Hände aufzuhalten für den kulturellen Reichtum, den Einwandererinnen und Einwanderer mitbringen und sich nicht zu verschliessen. Diese Haltungen verdeutlicht sie mit ihrer Körpersprache: einerseits mit nach oben geöffneten Handflächen und andererseits mit geballten Fäusten. Gesten, die sie auch am Erzählabend wieder verwenden wird.

Ein grosses Hindernis für das Zusammenkommen der Menschen sind für sie die bestehenden Hierarchien. Da Sophia, wie sie sagt, alles kopfvan macht und ohne gross zu zaudern, hat sie sich kurzerhand entschlossen, den Direktor der Fremdenpolizei zu sich nach Hause einzuladen. Damit man die Dinge mal in einem anderen Rahmen besprechen könne: am Stubentisch. So komme die menschliche Ebene wieder mehr zum Zug. Der Direktor ist der Einladung zusammen mit seinem Stellvertreter gefolgt und hat mit Geflüchteten angestossen.

In ihrem rastlosen Engagement hat sich Sophia auch schon ein nächstes Projekt vorgenommen. «Ich spreche ja immer von kulturellem Austausch», deshalb will sie in einem nächsten Schritt mit Hilfe der Geflüchteten Schweizer Märchen in deren Sprachen übersetzen, natürlich mit dem Ziel, auch diese mehrsprachig vorzutragen. **text: lucie jakob, noah pilloud; bilder: sina fischer**

Stadt der Konflikte

Israeli nennen sie «Hebron», PalästinenserInnen «Al-Khalil»: Nicht einmal auf den Namen kann man sich in einer der grössten Städte in der Westbank einigen. Ein Rundgang durch die Stadt offenbart verhärtete Fronten und ungleiche Machtverhältnisse.

«Checkpoint 56» nennt sich die imposante Konstruktion aus Beton, Blech und massivem Metallgitter, eingeklemmt zwischen zwei Wohnhäusern mitten in der Altstadt. Sie markiert die Trennlinie, die mitten durch Hebron verläuft, zwischen der durch israelische Behörden kontrollierten Zone H2 und der palästinensischen Zone H1. Wer von der einen Zone in die andere gelangen will, muss sich im Checkpoint einer Personenkontrolle unterziehen. Der Militärposten verfügt über einen Kontrollraum, Metalldetektor, Videoüberwachung und wird rund um die Uhr von zwei SoldatInnen der israelischen Armee besetzt.

Am Morgen des 22. Septembers 2015 kontrollieren hier zwei junge israelische Soldaten Hadeel al-Hashlamoun, eine 18-jährige palästinensische Studentin, welche den Checkpoint auf ihrem Weg an die Universität passieren muss. Die junge Frau trägt Niqab, einen schwarzen Ganzkörperschleier.

Was während der Kontrolle genau geschieht, bleibt bis heute ungeklärt. Augenzeugen berichten später von Verständigungsproblemen: Hadeel habe die hebräischen Anweisungen der beiden Soldaten nicht verstanden, diese wiederum sprechen kein Arabisch. Möglicherweise weigert sich die Studentin auch, von einem Mann durchsucht zu werden – eine Soldatin ist an diesem Morgen nicht vor Ort. In kurzer Zeit entwickelt sich eine ange-

spannte Situation und plötzlich richten die Soldaten wild gestikulierend ihre Sturmgewehre auf die Frau.

Um 8:30 Uhr eskaliert, was als Routinekontrolle begonnen hat und die Soldaten eröffnen das Feuer. Drei Kugeln treffen die Beine, sieben weitere den Oberkörper der Studentin. Laut Autopsiebericht schießen die Soldaten auch noch, als sie bereits auf dem Boden liegt. Es dauert mehr als 30 Minuten, bis die medizinische Erstversorgung der israelischen Armee eintrifft. Hadeel al-Hashlamoun erliegt ihren Verletzungen noch am gleichen Tag in einem Spital in Hebron.

Kein Einzelfall

Der Tod von Hadeel al-Hashlamoun wird oft als Ausgangspunkt zur «Stabbing Intifada» bezeichnet, einer Welle von unkoordinierten Terroranschlägen durch palästinensische EinzeltäterInnen. Meist waren es versuchte Messerattacken, die in der Erschiessung des Angreifers oder der Angreiferin durch israelische SoldatInnen endeten. Laut der palästinensischen Medienagentur «Ma'an» starben innerhalb eines Jahres nach dem Vorfall 18 Israelis und 122 PalästinenserInnen bei solchen Attacken in den palästinensischen Gebieten.

Nach dem Tod von Hadeel al-Hashlamoun veröffentlicht die israelische Armee ein Foto, welches ein Messer am Tatort zeigt. AugenzeugInnen bestreiten

jedoch, dass die Studentin bewaffnet gewesen sei. Obwohl Checkpoint 56 mit mehreren Kameras ausgestattet ist, wird nie ein Video des Vorfalls veröffentlicht. Eine offizielle Untersuchung der israelischen Armee kommt später zum Schluss, dass Hadeel al-Hashlamoun verhaftet und ihr Tod dadurch hätte verhindert werden können. Dennoch werden keine Schritte gegen die beiden beteiligten Soldaten unternommen. Es sei deren erster Ernstfall gewesen und sie hätten aus Notwehr gehandelt, lässt die Armee verlauten.

Kritische Medien unter Druck

Die renommierte Journalistin Amira Hass, welche in Ramallah wohnt und regelmässig aus der Westbank berichtet, empörte sich nach dem Vorfall in einem Kommentar: «Um Gottes Willen, was für eine militärische Ausbildung erhalten die SoldatInnen, wenn ihnen ein Mädchen mit einem Messer in einigen Metern Entfernung so viel Furcht einflösst? [...] Im vergangenen Monat haben viele andere SoldatInnen gehandelt wie diejenigen des Tzabar Battalion: Sie töteten, anstatt zu verhaften.»

Solch deutliche Worte sind in der israelischen Berichterstattung selten. So ist Amira Hass auch eine der wenigen JournalistInnen, welche innerhalb der palästinensischen Autonomiegebiete stationiert ist. Sie schreibt für die linksliberale



Einer von vielen Checkpoints, die den Alltag in Hebron prägen.

Tageszeitung «Haaretz», welche viele kritische Inhalte publiziert, allerdings in der Medienlandschaft nur über einen geringen Marktanteil verfügt. Ein Vielfaches an Reichweite erzielen die rechtskonservative Tageszeitung «Yedi'ot Aharonot» sowie das Gratisblatt «Israel Hayom». Letzteres wurde erst 2007 durch den amerikanischen Milliardär Sheldon G. Adelson gegründet und hat seither zu einer massiven Erosion der israelischen Medienlandschaft beigetragen.

Adelson, laut Forbes auf Rang 20 der reichsten Menschen auf dem Planeten, finanziert «Israel Hayom» in Eigenregie. Er soll auch erheblichen Einfluss auf dessen politische Ausrichtung nehmen, die Gratiszeitung steht der Regierung um Benjamin Netanjahu äusserst freundlich gegenüber. Die Konkurrenz durch «Israel Hayom» setzt die klassischen Tageszeitungen unter enormen finanziellen Druck. Während Adelsons Gratiszeitung Jahr für Jahr an LeserInnen

dazugewinnt, trocknen andere Publikationen regelrecht aus. Wie bedeutend diese Entwicklung für die israelische Öffentlichkeit ist, zeigt sich auch anhand des letztjährigen Berichts von Freedom House zur Pressefreiheit. Die israelische Presse wurde dort mit direktem Verweis auf den wirtschaftlichen Druck durch «Israel Hayom» von «frei» zu «teilweise frei» herabgestuft.

«Principle of Segregation»

In Hebron befindet sich einer der heiligsten Orte der jüdischen, muslimischen und christlichen Religion: Im «Grab der Patriarchen» sollen angeblich die drei Erzväter Abraham, Isaak, Jakob sowie ihre Frauen Sara, Rebekka und Lea ruhen. Über den Gräbern steht ein grosses Gebäude, in dem eine Synagoge und eine Moschee einquartiert sind. Hier ist das Aufgebot der israelischen Sicherheitskräfte besonders augenfällig, an jeder Ecke patrouillieren

SoldatInnen. Die enormen Sicherheitsstandards haben ihren Ursprung in einem der blutigsten Kapitel der Stadtgeschichte: Ein Sanitätsoffizier der israelischen Armee, Baruch Goldstein, erschoss 1994 im Grab der Patriarchen 29 muslimische PalästinenserInnen und verletzte 150 weitere, bevor er selbst getötet wurde.

Das Goldstein-Massaker begründete in Hebron das allgemeine «Principle of Segregation». Jüdische SiedlerInnen werden seither praktisch komplett von ihren palästinensischen NachbarInnen abgetrennt. Ein Zusammenleben der beiden Bevölkerungen soll zum Schutz der jüdischen SiedlerInnen weitestgehend verhindert werden.

Hebron ist innerhalb des Westjordanlandes ein Sonderfall. Im Oslo-Abkommen von 1995 wurde festgelegt, dass die palästinensische Autonomiebehörde die alleinige Kontrolle über die Städte der



Ein israelischer Soldat patrouilliert auf dem Dach einer jüdischen Schule.

West Bank erhalten sollte. Für Hebron wurden aber in einem entsprechenden Protokoll zwei Jahre später eigene Spielregeln festgelegt. Die Stadt wurde in zwei Sektoren geteilt: Den palästinensischen Sektor H1, der etwa 80 Prozent der Stadtfläche beinhaltet, und den israelischen Sektor H2, der die Altstadt Hebrons umfasst – inklusive der wichtigsten religiösen Stätte, dem Grab der Patriarchen. Hebron ist somit die einzige Stadt in der Westbank, in welcher sich israelische Siedlungen im Zentrum der Stadt installiert haben. Bei diesen handelt es sich nicht um neu aus dem Boden gestampfte Gebäudekomplexe, die Siedlungen in der Altstadt Hebrons entstanden vielmehr durch Besetzungen bestehender Wohnhäuser.

Das Militärnarrativ

Heute versammeln sich auf dem grossen Platz vor der Synagoge die hebronschen Siedlerinnen und Siedler. Es ist Samstag, 16 Uhr. Bevor in der Synagoge gemeinsam Shabbat gefeiert wird, spaziert die jüdische Gemeinde durch die Altstadt Hebrons. Aus Angst vor Angriffen aus der palästinensischen Bevölkerung wird der Umzug durch die engen Gassen von einem eindrucklichen Aufgebot der israelischen Armee eskortiert. Nur in Begleitung schwerbewaffneter Soldatinnen und Soldaten ist es den Siedelnden möglich, diese Parade abzuhalten.

Yaniv, der seinen Militärdienst als Panzerfahrer absolviert hat, erzählt: «Im Militär wird dir klargemacht: Wir die

nen für eine «defensive Demokratie» und schützen die israelische Bevölkerung vor terroristischen Gefahren. Die arabische Bevölkerung ist die Gefahr und der Feind.» Dass er heute als Kritiker der israelischen Politik für eine Nichtregierungsorganisation aktiv ist, sei keine Selbstverständlichkeit: «Erst nach dem Dienst begann ich, diese Darstellung des Konfliktes zu hinterfragen. Ich musste aktiv nach einem anderen Narrativ suchen.» Der obligatorische Militärdienst ist eine wichtige Sozialisationsinstanz für die junge israelische Bevölkerung. Der Dienst ist lange und intensiv: Männer sind zu mindestens 32, Frauen zu 24 Monaten Wehrdienst verpflichtet. Psychische und physische Beschwerden sowie religiöse Überzeugungen können als Dispensationsgründe dienen – so sind beispielsweise ultraorthodoxe Juden und Jüdinnen vom Dienst befreit.

Ähnliche Schilderungen finden sich auch in den Protokollen der israelischen NGO «Breaking the Silence». Die Organisation wurde von ehemaligen Militärdienstleistenden ins Leben gerufen und will die israelische Öffentlichkeit kritisch über die Arbeit der jungen SoldatInnen in den besetzten Gebieten informieren. Unter dem Titel «Testimonies from Hebron» wurden zahlreiche Interviews mit in Hebron stationierten, jungen Wehrdienstleistenden veröffentlicht. Sie gewähren tiefe Einblicke in den Alltag der SoldatInnen und deren innere Konflikte: «Ich erinnere mich an mehrere Situationen, bei denen ich auf dem Posten Wache stand und

Von der israelischen Regierung nicht legitimiert aber auch nicht geräumt, werden die Siedlungen zu einem geduldeten Providurium.

Kinder mich für Essen fragten. Ich hatte Mühe, ihnen was abzugeben und später bewaffnet ihr Haus zu betreten. Es war befremdlich, gleichzeitig eine gute und böse Rolle zu spielen. Ich will nicht, dass mich ein Kind mag und ich eine Waffe auf seinen Vater richten muss.»

Verhärtete Fronten

Nachdem Israel im Sechstagekrieg 1967 das Westjordanland und somit auch Hebron eingenommen hatte, versuchten jüdische SiedlerInnen durch Besetzungen Wohnraum in der Stadt zu erobern. Die bekannteste Besetzung in Hebron erfolgte im Frühling 1968, als eine Gruppe radikaler Israeli um den Rabbi Moshe Levinger als Schweizer TouristInnen getarnt ein zentrales Hotel in Hebron mietete und sich weigerte, wieder daraus auszuziehen. Diese

ännet dr gränzä

frühen SiedlerInnen wurden gezwungen das Hotel zu verlassen und am östlichen Rand der Stadt relokaliert. So entstand die heute von der israelischen Regierung legitimierte Siedlung «Kyriat Arba». Dies entspricht dem typischen Ablauf der Aneignung von Wohnraum durch die SiedlerInnen: Ursprünglich von der israelischen Regierung nicht legitimiert, aber auch nicht geräumt, werden die Siedlungen zu einem geduldeten Providurium, ihr Perimeter geschützt durch ein Zusammenspiel von Checkpoints und Militärkontrollen.

In dieser militärisch abgeschotteten Parallelwelt festigen sich Überzeugungen, die schnell einmal ins Radikale kippen. Die Segregation hat zu verhärteten Fronten geführt. Dies wird besonders in den engen Gassen der Altstadt ersichtlich. Dort mischt sich der Geruch von süßem Gebäck mit jenem frittiertes Falafel, links und rechts bieten arabische LadenbesitzerInnen Tücher, Stoffe und Kleider an. Der unregelmässig gepflasterte Untergrund und die Dichte der darüber treibenden Menschenmassen lassen einen fast den Blick nach oben vergessen. Zwischen den Häuserreihen, die Marktstände und kleine Läden einschliessen, ist ein Drahtnetz aufgespannt. Das Gitter schützt die BesucherInnen und Waren auf dem Markt vor dem Unrat, den radikale israelische SiedlerInnen aus ihren Fenstern werfen. Nur ein paar Meter oberhalb des belebten Treibens, durch welches sich PalästinenserInnen und seltener ein paar TouristInnen durchkämpfen, liegen die Wohnungen der



Ein Mädchen passiert einen Checkpoint auf dem Weg zur Schule.

«Avraham Avinu»-Siedlung. «Die SiedlerInnen haben uns mit Abfall und Steinen beworfen, Windeln und Urin auf die Strasse geleert», erzählt Jamal, der hier Gewürze verkauft. «Deshalb wurden diese Gitter hingebaut», mit dem Zeigefinger deutet er nach oben. Im Netz hängen Lumpen, Müll und Steine.

Eine Diskursfrage

Der feindliche Umgang zwischen den Bevölkerungsgruppen ist eine Folge des meist sehr einseitigen Diskurses, der in Israel schon früh in der Schule vermittelt wird, etwa über die Auswahl von Unterrichtsmaterialien. Nurit Peled-Elhanan ist Professorin für Sprache und Bildung an der Hebrew University of Jerusalem und hat sich auf kritische Diskursanalyse in israelischen Schulbüchern spezialisiert. Lehrmittel, welche in öffentlichen israelischen Schulen zur Anwendung kommen, müssen zuerst von den Be-

hörden genehmigt werden. Peled-Elhanan untersucht die autorisierten Lehrmittel in Geschichte und Geographie auf ihre Herangehensweise an den palästinensischen Konflikt. Sie zeichnet ein düsteres Bild – Peled-Elhanan meint, dass im aktuellen Bildungssystem diskriminierende Einstellungen unter den SchülerInnen ausgebildet und zementiert würden.

Einerseits spielt hier bereits die Sprache eine wichtige Rolle. Immer weniger Israelis sprechen Arabisch, was eine Verständigung zwischen den Bevölkerungsgruppen grundsätzlich erschwert. Peled-Elhanan beschreibt andererseits aber auch verschiedene Diskursmittel, die eine gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe der palästinensischen Bevölkerung delegitimieren sollen und unter dem Begriff «Naturalization of Discrimination» zusammengefasst werden. Dies beginnt bei ganz grundlegenden Darstellungen und Bezeichnungen – beispielsweise ist



Nur wenige palästinensische Familien verblieben in ihren Wohnhäusern in der geschlossenen Marktgasse. Zwei Kinder spielen auf der sonst menschenleeren Strasse.



Geschlossene Läden in der Shuhada-Street. Der getaggte Davidstern markiert die israelische Präsenz.

nie von der «palästinensischen», sondern immer von der «arabischen» Bevölkerung die Rede: «So soll die begriffliche Legitimierung eines palästinensischen Staates vermieden werden», sagt die israelische Akademikerin.

Zudem würden in den Lehrmitteln praktisch nie Gesichter von PalästinenserInnen abgebildet und die Nennung arabischer Namen vermieden. Peled-Elhanan meint, dass diese Darstellung grossen Einfluss auf die Wahrnehmung durch die israelische Bevölkerung habe, gerade auch bei Berichterstattungen zu Vorfällen wie der Erschiessung von Hadeel al-Haslamoun: «Diese Bildung ist so erfolgreich, dass wir ein Kind nicht mehr als Kind wahrnehmen!» Mit ihrer offenen Kritik hat sich Peled-Elhanan nicht nur Freunde gemacht. Ihre Forschungsarbeit wird in der israelischen Öffentlichkeit weitestgehend ignoriert und sie selber nach eigener Aussage kaum noch an Kongresse und Panels im Land eingeladen.

Die gesperrte Haupteinkaufsstrasse

Dass die Shuhada-Strasse, die sich unterhalb der Synagoge parallel zur Marktgasse erstreckt, einmal die Haupteinkaufsstrasse der Stadt war, lässt sich nur schwer erahnen. Die türkisen Tore

der Läden sind verschlossen, ausser ein paar israelischen Soldaten ist weit und breit niemand zu sehen. Von den Dächern wehen israelische Fahnen und ein Armeefahrzeug wirbelt Staub auf, ein paar Einschusslöcher erinnern an unruhigere Tage. Die Shuhada-Strasse wurde 1994 nach dem Goldstein-Massaker von der israelischen Armee geschlossen, ebenso wie die dort ansässigen 304 Geschäfte und die palästinensische Gemeindeverwaltung. Begründet wurde dies mit dem Schutz der in der Altstadt wohnhaften jüdischen Bevölkerung. Nun wird die Strasse an beiden Enden von einem Checkpoint begrenzt, passieren dürfen diese nur israelische SiedlerInnen, TouristInnen und die paar wenigen palästinensischen Familien, die noch in den Stockwerken über den verlassenen Läden wohnen.

In der nun fast menschenleeren Shuhada-Strasse biegen vier junge Israelis um die Ecke. Sie sind auf dem Weg zu einem Familienfest. Alle vier sind in Hebron aufgewachsen, heute lebt nur noch Hanouch hier: «Es ist eine seltsame und gefährliche Situation für uns», erklärt er. «Ich will diese Segregation auch nicht, doch wir haben viele Brüder verloren und wollen nicht noch mehr verlieren.» Ihm liegt viel daran, seine Version der Geschichte zu erzählen: «Die israelische Na-

tion ist einzigartig. Ich will, dass ihr das versteht. Gott sagt uns, wir sollen nicht töten, aber er erlaubt uns auch, für unsere Gerechtigkeit zu kämpfen.» Hanouch wohnt in den Häusern einer kleinen, zentral gelegenen Siedlung. Früher habe er ein wenig Kontakt gehabt mit seinen «arabischen Nachbarn», dennoch sagt er: «Wir sind halt schon sehr verschieden.»

Ganz am Ende der Shuhada Strasse steht inmitten der blauweissen Fahnen eine palästinensische. Hier wohnt eine der letzten verbliebenen palästinensischen Familien und verhindert so die totale Segregation. Hinter den vergitterten Fenstern winkt ein kleines Mädchen, auf der Strasse spielt ein Junge. Hinter ihm ragt die Befestigung des Checkpoints 56 in den blauen Himmel. Gerade kommt eine Gruppe von SchülerInnen aus dem Militärposten. Die Kinder passieren diesen und einen weiteren Checkpoint, Nummer 55, mehrmals täglich auf ihrem Schulweg. Von irgendwo ruft eine Frauenstimme auf Arabisch nach den Kindern. Diese drehen sich noch einmal kurz um, rennen dann nach Hause und überlassen die Strasse wieder ihrer gespenstischen Leere. **text und bilder: rafael egloff, luca hubschmied, rahel schaad**

«Nein, ihr Wixxer, ich mache ein Rapalbum – warum soll es nicht wie Rap klingen?»

Simon Küffer alias Tommy Vercetti plöderlet beim Picknick im Breitschträff über die Gerechtigkeit im Gym und das Problem von Rutschbahnen am Arbeitsplatz.

Du hast als Treffpunkt für dieses Gespräch die UBS im Breitsch vorgeschlagen.

Ausgerechnet vor der UBS?

Ich wohne dort in der Nähe, da steckt keine versteckte Botschaft dahinter. Es hat übrigens Vorteile bei der UBS zu wohnen: Das ist der sicherste Ort im Quartier.

Ausser wenn Vandalierende vorbeigehen und Scheiben einschlagen.

Das wäre easy für mich.

Als wen möchtest du interviewt werden? Als Musiker Tommy Vercetti oder als politische Person des öffentlichen Lebens Simon Küffer – oder sind diese Figuren identisch?

Ich bin nicht so der Typ mit einem alter Ego. Aber in der Öffentlichkeit bin ich schon hauptsächlich Tommy Vercetti. Dann kann ich mich im Privaten ein bisschen zurückziehen. An die Uni komme ich jeweils ohne Lederjacke, dann erkennen mich die Leute nicht.

Gut, dann steigen wir gleich mit Musik ein. In deinem Song «La Calavera Viviana» rapst du: «Doch im Momänt simer nume Seiltänzer überem Abgrund, nur gradusloufe egau wome achunt, nüt dänke, nüt bezwüfle, weder linggs no rächts, stang stiu e chli zviu e chli z lang – dis Päch.» Die Metapher des Seiltänzers ist ein zentrales Motiv bei dir.

Schön spricht ihr mich darauf an! Manchmal ist man sehr stolz auf eine Stelle, aber niemand spricht dich je darauf an. Dann denke ich «What the fuck, ist das völlig untergegangen? Oder hat's niemand gecheckt?» Das Bild des Seiltänzers entstand zuerst in der Crew und war auch selbstverherrlichend gemeint: Wir hatten zu dieser Zeit Raphype und Battletexte, waren auf der Strasse beliebt und kamen

gleichzeitig auch bei den Politischen und Intellektuellen an – wir konnten da so ein bisschen seiltanzen eben. Aber das Bild des Seiltänzers lud sich immer mehr mit Bedeutungen auf. An der Stelle im Album, wo die Passage auftritt, geht es ans Eingemachte: Du stirbst und fragst dich, was hast du eigentlich in deinem Leben gemacht. Nach meinem Glauben hat man ein einziges Leben. Dieses könnte man mit seiner Familie, seinen Freunden verbringen, damit, schöne Dinge in der Welt zu sehen, man könnte Sex haben oder fein essen. Aber einen Grossteil davon verbringen wir mit der Arbeit, also mit etwas, das wir gar nicht unbedingt machen möchten. Und das auf einem glo-

«Man könnte Sex haben oder fein essen. Aber einen Grossteil unserer Zeit verbringen wir mit arbeiten.»

balen Produktionsniveau, wie es schlicht nicht nötig wäre! Aber das überlegen wir uns gar nicht und genau darum geht es beim Seiltänzermotiv: Du hast einen vorgegebenen Weg und diesen musst du gehen. Das Risiko runterzufallen ist nämlich kleiner, wenn du dich bewegst. Wenn du stillstehst und dir überlegst «was mache ich hier?», dann beginnst du zu schwanken. Wir müssen nach vorne schauen, nach vorne gehen, ständig. Wer still steht, nach rechts oder links schaut, sich nach Alternativen umsieht oder zurückwill, der fällt.

Im Lied geht es um den Tod. Macht der Tod das Leben bewusster?

Absolut. Wenn dieses Leben das einzige ist und nachher nichts mehr kommt, dann ist das auch der einzige Raum für deine Liebsten, deine Kinder, deine Freunde etc. Wenn die definitive Endlichkeit in der Gesellschaft bewusster wäre, würde man wahrscheinlich auch bewusster mit dem Leben umgehen.

Ist der Tod ein Tabuthema in unserer Gesellschaft?

Ja! Schon die Medien vermitteln quasi das Bild: Wir sind immer jung und leben ewig. Und wir verhalten uns, treffen Entscheidungen und handeln so, als würden wir ewig leben.

Was ist denn mit dem YOLO-Hype? You only live once – ist das nur eine Farce?

Ein Vorgang, den ich seit längerem sehr krass beobachte ist, dass sich linke oder emanzipierende Denkfiguren halt auch drehen oder vereinnahmen lassen. Ich habe mal eine Kolumne zu die-

sem Thema geschrieben. Dafür habe ich mir zahlreiche Slogans angeschaut und mir vorgestellt, wie es wäre, wenn ich vor einem Einkaufsregal stünde und mir überlegte: «Kaufen oder nicht kaufen?» Und dann käme jemand und würde zu mir sagen: «Just do it.» (Nike) «Risk everything.» (Nike), «Don't be maybe.» (Marlboro) oder eben «You only live once.» Es funktioniert alles super. YOLO ist eine authentische Forderung der Menschen und eine Einstellung, die ich unterschreiben würde. Aber sie wird instrumentalisiert für Werbung und Image. Denn die Folgerung könnte ja auch sein: Lies Dostojewski oder verbring Zeit mit deiner Grossmutter.

Du kannst enorm geschickt mit Sprache umgehen und hast starke Prinzipien. Trotzdem hast du in deinen Texten teilweise ziemlich primitive und sexistische Passagen. Wie lässt sich das vereinbaren?

Oh nein, dieses Thema! Dazu möchte ich zwei wichtige Klammern anfügen, eine selbstkritische und eine rechtfertigende. Erstens kann ich mich aus dieser Sache nicht herausreden. Ich habe darauf keine vollständig rechtfertigende Antwort und finde es selbst widersprüchlich und ja, auch heikel.

Die rechtfertigende Antwort: Ich behaupte, niemand von uns kann sich zu einem ahistorischen Subjekt machen. Sagen wir, ich hätte eine Affinität für billige Pornos mit herabwertend dargestellten Latinas. Nun komme ich eines Tages zur Erkenntnis, dass das sexistisch sei. Aber obwohl ich das nun weiss, ich werde das in der Woche darauf immer noch geil finden. Das ist jetzt sehr dumm ausgedrückt, aber ich kann mich nicht nur durch eine Erkenntnis zu einem anderen Menschen wandeln. Du bist halt trotzdem immer noch dieselbe Person mit deinen Widersprüchen, deiner Vergangenheit. Und ein grosser Teil von diesen Dingen ist halt in mir drin und kommt auch so raus. Aber ich versuche beim Schreiben jeweils ein Gleichgewicht zu halten zwischen dem kritischen Umgang und dem Ich-Sein. Ich möchte nicht die ganze Zeit beim Schreiben ein Über-Ich haben, das mir sagt: «Nein, das kannst du nicht sagen, das ist moralisch nicht in Ordnung.» Ich kann nicht allen Ansprüchen gerecht werden. Sonst mache ich am Schluss Musik wie Hansi Hinterseer. Ich sage nicht, man müsse als Rapper bis 40 ein pubertäres Vokabular beibehalten, aber die Anstössigkeit muss man bewahren. Rap ist, obwohl seit Jahren existent, immer noch Subkultur geblieben. Die Radios spielen die Musik nicht, die Leute stören sich daran, die Zeitungen bringen nur Rezensionen mit Phrasen wie «fern von Rapklischees». Als wäre das gut... aber nein, ihr Wixxer, ich mache ein Rapalbum – warum soll es nicht wie Rap klingen? Ich will mich davon nicht distanzieren!

Apropos Subkultur: Deine Texte sind radikal und du hast ein relativ grosses junges Publikum.

Wächst hier eine radikale Generation heran?

Stell dir vor, wie einfach die Welt wäre, wenn alle, die mich hören, linksradikal würden. Wir, die ganze Crew, machen alle sehr durchmischte Musik und ich denke, die Hörer picken sich heraus, was ihnen gefällt. Vielleicht erinnert sie «Brief a mi säuber» ein bisschen an ihre Beziehung, aber sonst hören viele vor allem die EFM-Halligalli-Sachen. Ausserdem kannst du jemanden cool finden, ohne dich mit dieser Person politisch zu identifizieren. Ich liebe 50Cent, wir teilen aber höchstwahrscheinlich nicht die gleiche politische Einstellung. Und dann gibt es natürlich auch einfach Verständnisschwierigkeiten. Es haben mir schon offensichtlich Rechte geschrieben, sie würden «Seiltänzer» feiern. Da dachte ich, na gut, dann habt ihr wohl zwei, drei Aussagen verpasst, oder es ist euch einfach egal, das respektiere ich auch. Aber trotz der Gefahr, falsch verstanden zu werden, bin ich der Meinung, dass Kunst eine gewisse Mehrschichtigkeit beibehalten sollte. Kunst hat eine andere Aufgabe als Politik. Du darfst dir eine grössere Komplexität erlauben, du kannst tiefer gehen. Du hast nicht bloss ein Thema und eine Aussage pro Lied. Auf «Seiltänzer» habe ich ein, zwei Lieder, die mir aus heutiger Sicht zu fest in diese Richtung gehen. Die klingen dann eher wie ein Parteiprogramm.

«Beides ist relevant: Die grosse Revolution, aber auch, dass im Quartier eine neue 20er-Zone geschaffen wird.»

Welche?

Äh fuck. Zum Beispiel «Blas-ses Rot». Das ist ein bisschen zu explizit. Oder auch «Dritti Hand», in dem es um die Medien geht. Heute würde ich das nicht mehr so schreiben. Heute wären das vielleicht Notizen zu einem Song.

Gibt es auch Songs, die du bereust?

Bereuen ist das falsche Wort – man kann sich selber nicht voraussein. Aber es gibt schon Songs, die ich heute nicht mehr so machen würde. Das sind aber nicht einmal die primitiven Sachen, ich finde die haben ihre Berechtigung – ausserdem haben sie auch Spass gemacht. Ich denke mehr an Songs, bei denen ich mich zu eindimensional oder zu plakativ ausdrücke. Schlussendlich ist das aber immer eine Verhältnisfrage. Man muss sich fragen: Für wen mache ich meine Kunst überhaupt und wer soll sie verstehen?

Wie beantwortest du diese Frage für dich?

Ich weiss nicht genau. Gewissermassen kommt da wieder das Seiltänzer-Bild: Es ist eine Gratwanderung, ein Balanceakt. Man kann es nicht allen recht machen, aber ich bin überzeugt, du kannst ein Level haben, auf dem die Gebildeten immer noch amüsiert sind und du gleichzeitig die, die nicht alles auf Anhieb schnallen, nahe genug hast, um sie raufzuziehen. Es gibt doch diese Textschwierigkeit, bei der einem sofort die Freude vergeht – ich lese Hegel und nach 20 Seiten denk ich: «Leckt mich am Arsch». Und es gibt Texte, die man vielleicht nicht auf Anhieb versteht, die aber herausfordern und die man vielleicht in drei Jahren oder mit dem Fremdwörterduden daneben nochmal zu lesen versucht. Aber man kann auch mit einfacher Sprache viel machen. Gerade Brecht ist ein gutes Beispiel dafür: Er hat extrem intelligente Dinge geschrieben, aber ist sprachlich immer einfach geblieben.



Du hast in den letzten Jahren eine gewisse Nähe zur Realpolitik entwickelt. Letztes Jahr hast du für die «Partei der Arbeit» (PdA) für den Berner Stadtrat kandidiert und mit deiner Kolumne bei «Journal B» hast du neben der Musik einen neuen Pfad erschlossen. Ausserdem gibst du auf Facebook Abstimmungsempfehlungen... schön beobachtet.

Woher kommt das?

Ganz sicher ist da eine zeitliche Komponente. Dadurch, dass die Musik immer besser läuft und ich mich auch in akademischer Richtung entwickeln kann, habe ich mehr Zeit zum Lesen und Schreiben. Andererseits habe ich es mir früher auch einfach gemacht und gesagt: Das Tagesgeschehen geht mir irgendwie halt am Arsch vorbei und die Realpolitik sowieso. Ich interessierte mich für die grösseren Zusammenhänge. Damals habe ich vor allem Philosophie und Literatur ge-

lesen. Und dann kommt irgendwann der Moment, in dem einem klar wird, dass es vielleicht doch nicht so einfach ist. Beides ist relevant: Die grosse Revolution, aber auch, dass im Quartier eine neue 20er-Zone geschaffen wird. Und dann habe ich gerade nach «Seiltänzer» auch gemerkt, dass ich zu einer Einflussgrösse wurde. Die Jungen hören auf mich, damit kommt auch eine gewisse Verantwortung. Gerade bei den Abstimmungsempfehlungen habe ich ein Interesse, dass in der Sache richtig abgestimmt wird. Und irgendwie glaube ich halt auch, ein Künstler sollte sich politisch positionieren oder exponieren.

Ich muss aber sagen, dass mir das Ganze in letzter Zeit etwas zu viel wurde. Meine «Journal B»-Kolumne werde ich nicht weiterführen. Auch die PdA-Kandidatur war ein Solidaritätsakt, ich habe versucht, das so zu kommunizieren. Die Musik will ich weiterführen, auch weil es mir Spass macht. Dafür muss ich mir aber auch eine gewisse Unabhängigkeit bewahren. Ich kann nicht als Minnesänger der PdA oder der JUSO auftreten.

Im Song «Blasses Rot» sagst du: «Drum isch die ganz scheiss Politik es Schiintheater, legitimiert d Handlige vomne chlyne Ateil, vor Bevölkerung wo Gäud het (...).» Sieben Jahre später kandidierst du für die PdA. Hat sich deine Meinung zum Parlamentarismus gewandelt?

Ich war nie Anti-Parlamentarismus. Schon vor «Seiltänzer» ging ich in die Reitschule und setzte mich in Diskussionen fürs Wählen ein. Ich war z.B. auch immer der Meinung, man sollte abstimmen gehen. «Blasses Rot» ist halt Musik und lebt von einer gewissen Überspitzung und Radikalisierung. Gerade dieser Song ist sehr plakativ. Aber das gehört halt auch zu Rap: Ein Song hat vielleicht drei Strophen und ist kein Buch von 300 Seiten. Du kannst gewissen Argumentationen auf so engem Raum gar nicht gerecht werden. Wie gesagt, ich bin nicht anti-parlamentarisch, aber ich denke der Parlamentarismus hat seine sehr engen Grenzen. Ich finde, die sollten wir ausloten, gleichzeitig bin ich aber überzeugt, dass man gewisse Probleme nicht parlamentarisch lösen kann.

Der slowenische Psychoanalytiker Slavoj Žižek hat einmal gesagt: «Die schlimmsten Sklaventreiber sind jene, die ihre Sklaven gut behandeln». Damit würde der grosse Umbruch verhindert, weil diese Hilfe im Kleinen die tatsächlichen Verhältnisse überdeckt. Wenn der WWF Bäume pflanzt, dann sieht man irgendwann nicht mehr, dass der Wald eigentlich gerodet wird. In einer «JournalB»-Kolumne belächelst du aus dem gleichen Grund den «kumpelhaften-Chef»: Der Chef, der nett zu seinen Angestellten ist, verschleierte die faktischen Machtverhältnisse. Ist eine gute Führungsperson böse zu seinen Angestellten?

Das ist ja kein Vorwurf an diese individuelle Person. In den westlichen Industrieländern hat man in gewissen Branchen das Problem, dass die Macht nicht mehr böse, repressiv und disziplinierend daherkommt, sondern nett, lächelnd und motivierend. Doch dadurch geht vergessen, dass unter der Maske immer noch Macht ist. Google ist womöglich das mächtigste Unternehmen auf der Welt, mit einer Machtfülle an Daten und Kapital, die jedes Reich, das je existierte, übertrifft. Aber wenn man an den Unternehmenssitz geht, dann hat es eine Rutschbahn vom zweiten in den ersten Stock und man kann Ping-Pong spielen. Das ist ein Problem. Man kommt nicht mehr mit der Peitsche, sondern mit dem Zuckerbrot, mit Spass und Unterhaltung. Dabei geht vergessen, dass man sich in einem Ausbeutungsverhältnis befindet, dass man immer noch Machtstrukturen unterworfen ist. Das ist dann auch ein perfekter Demokratie- oder Partizipationersatz. Man sagt dir: «Schau, du kannst zwar nicht mitbestimmen, aber es ist ja sowieso cool.» Das ist ein Problem und dort bin ich auch voll und ganz mit Žižek. Schon in seinen älteren Texten unterschied er verschiedene Formen von Macht. Macht kann mit Gewalt durchgesetzt werden, mit Bezug auf eine höhere Macht oder, und das ist die gefährlichste Form, indem man die Leute glauben macht, dass sie etwas selber wollen.

«Es gibt schon Momente, in denen mich ein leichter Wind von Fatalismus anhaucht.»

In einer anderen Kolumne machst du dir Gedanken über die Gerechtigkeit und stellst dabei eine Theorie zum Fitnesshype unserer Zeit auf. Du schreibst, dass das steigende Bedürfnis ins Gym zu gehen, einem Mangel an Gerechtigkeit im Kapitalismus entspringe. Ist diese Erklärung nicht zu romantisch? Sind wir nicht einfach oberflächlich geworden?

Mir ging es darum, nicht von dieser Seite an das Problem heranzutreten. Ich habe viel über diesen Gym-Hype nachgedacht. Gerade für mich, der noch aus einer anderen Generation kommt, ist es wirklich ein krasser Hype. Es gibt einen Haufen Leute, die nicht nur ein, zweimal pro Woche ins Gym gehen, sondern ihre ganze Tagesstruktur und ihre Essgewohnheiten dem Training anpassen. Es ist natürlich einfach, verächtlich über diese Leute zu reden. Aber ich denke nicht, dass es nur darum geht, gut auszusehen. Natürlich gibt es diese Leute. Auch ich mache jeden Morgen meine Liegestützen, damit meine Freundin nicht irgendwann denkt: «Den Wixxer will ich nicht mehr». Das ist ja irgendwie auch normal. Ich finde aber, dieser Hype hat ein neues Level erreicht. Die Erklärung mit der Oberflächlichkeit reicht nicht mehr.

Wo siehst du den Konnex zum Kapitalismus?

Wir alle sind mit der Idee der Leistungsgesellschaft aufgewachsen. Uns wurde gesagt: «Wenn du dich anstrengst, erreichst du etwas». Faule Säcke bekommen nichts und Leute, die sich reinknien, werden belohnt. Diesem Gedanken bin ich gar nicht so abgeneigt. Ich finde, wer sich Mühe gibt, kann auch in irgendeiner Art belohnt werden. Nur funktioniert halt unser System überhaupt nicht so – in keiner Art und Weise. Vielleicht kann man sich bei Jobs im Mittelfeld der Gesellschaft mithilfe von Leistungen zwei, drei Stellen nach oben bewegen. Aber eine Krankenschwester, die sich totarbeitet und gopferdami nichts verdient, ist genau gleich wie ein Bankmanager, der 40 Millionen im Jahr verdient, komplett von

diesem Leistungsgedanken losgekoppelt. Das Gym hingegen gibt dir einen Raum, in dem das Leistungsideal noch gilt. Wenn ich jeden Tag ins Gym gehe und meine hundert Übungen mache, dann wird mein Bizeps tatsächlich per Gesetz wachsen. Alle die Posts und Instagram-Bilder, die ich sehe, sprechen genau darüber. «No pain no gain» etc. Man wird belohnt für Leistung.

Stimmt dich diese Entwicklung optimistisch? Gewissermassen ist der Gym-Hype dann ja das Zeichen eines intakten Gerechtigkeitssinns der Menschen.

Ich habe grundsätzlich ein optimistisches Menschenbild, aber es gibt schon Momente, in denen mich ein leichter Wind von Fatalismus anhaucht. Der Kapitalismus hat sich als sehr anpassungsfähig und als sehr effizient erwiesen. Und leider gibt es in der Welt eine Ressourcenlogik: Wenn die Karten ungleich verteilt sind und sich die Situation ändert, dann werden immer jene mit den besten Karten am meisten profitieren.

Dann bin ich aber auch wieder optimistisch, wenn ich sehe, dass der Kapitalismus dauernd seine eigenen Widersprüche produziert. Wenn man will, dass die Menschen coole Konsumenten sind und sich einem reichen Marktangebot bedienen, dann muss man ausdifferenzieren und irgendwann intelligente Bücher verkaufen oder intelligente Serien produzieren. Dann beginnen die Menschen auch zu denken. Ohnehin ist heute schon mehr möglich als noch vor ein paar Jahren. Man kann zum Beispiel einen Abend zur Idee des Kommunismus veranstalten und es kommen tatsächlich Leute.

Gibt es eine Line aus einem deiner Songs, die dir so wichtig ist, dass du sie am Ende dieses Interviews lesen möchtest?

Dr Troum vo Amerika, vor Cumulus- zur Kreditcharte, doch mir nur die zerquetschtä Trubä ir Veritas vo Derivat. **text: rahel schaad, yannic schmezer; bilder: sam von dach**

Anna (23) aus Bern fragt:

Ist es ein No-Go, den Ausdruck «No-Go» zu verwenden?

Liebe Anna,
nein, die umgangssprachliche Verwendung der Vokabel «No-Go» im Deutschen als Substantiv ist kein No-Go, sondern in erster Linie ein Scheinanglizismus. Aber auch wenn die Verwendung der besagten Vokabel nicht justiziabel ist, birgt sie sprachliches wie gesellschaftliches Disqualifikationspotenzial. Denn heimisch ist das No-Go in den Sphären der Belanglosigkeit und des redaktionellen Füllmaterials: Listen à la «42 No-Gos bei kinky Würgespielen ohne Safeword», sich alljährlich wiederholende «Diskurse» über die Gesellschaftsfähigkeit von Flip Flops und Hot Pants oder kolumnistische Elaborate von Menschen, deren Selbstüberschätzung sie im Glauben lässt, sie seien tatsächlich eine Instanz, an die man sich ratsuchend zu wenden habe. Hierbei vereint das «No-Go» allerdings auf einzigartige Weise zwei Eigenschaften in sich. Wer No-Gos zu etablieren versucht, schafft es, gleichzeitig unerträglich paternalistisch, beziehungsweise maternalistisch zu klingen und sich im gleichen Atemzug selbst zu infantilisieren. Die Sätze «Das ist ein No-Go!» und «Das ist Pfuipfui!» nehmen sich nämlich genau gar nichts. Mündige Menschen, die sich halbwegs souverän in Wort und Schrift ausdrücken können, apostrophieren jedoch

Dinge, die sie für inakzeptabel halten, nicht mit «Pfuipfui». Gleichzeitig mögen sie es auch nicht, wenn man mit ihnen spricht, als wären sie ein Hund, der nur zu zwei Dritteln stubenrein ist. Letztlich gilt beim «No-Go» das Gleiche wie bei Hot Pants und Flip Flops – das Recht auf Selbstinfantilisierung ist unantastbar. Was allerdings ein riesiges, fucking sakrosanktes No-Go ist: «No-Go's» mit Deppenapostroph. Eine Abscheulichkeit, die dem Experten bei seinen «Recherchen» mehr als einmal begegnet ist. Hier besteht ein dringender Handlungsbedarf vonseiten der Gesetzgeberin. Irgendwo hört der Spass endgültig auf...

Tabulose Grüsse,
dein Experte **nw**

*Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreiten – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser ExpertInnen-team nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. Sende jetzt deine Frage an frage@studizytig.ch und **GEWINNE** zwei Tickets für einen Eintritt in den Dachstock.*

«COLA LIGHT IST KEIN DIÄTISCHES LEBENSMITTEL. UND BARTWUCHS MACHT NOCH KEINEN INTERES-SANTEN CHARAKTER.»

aus *Penelope*

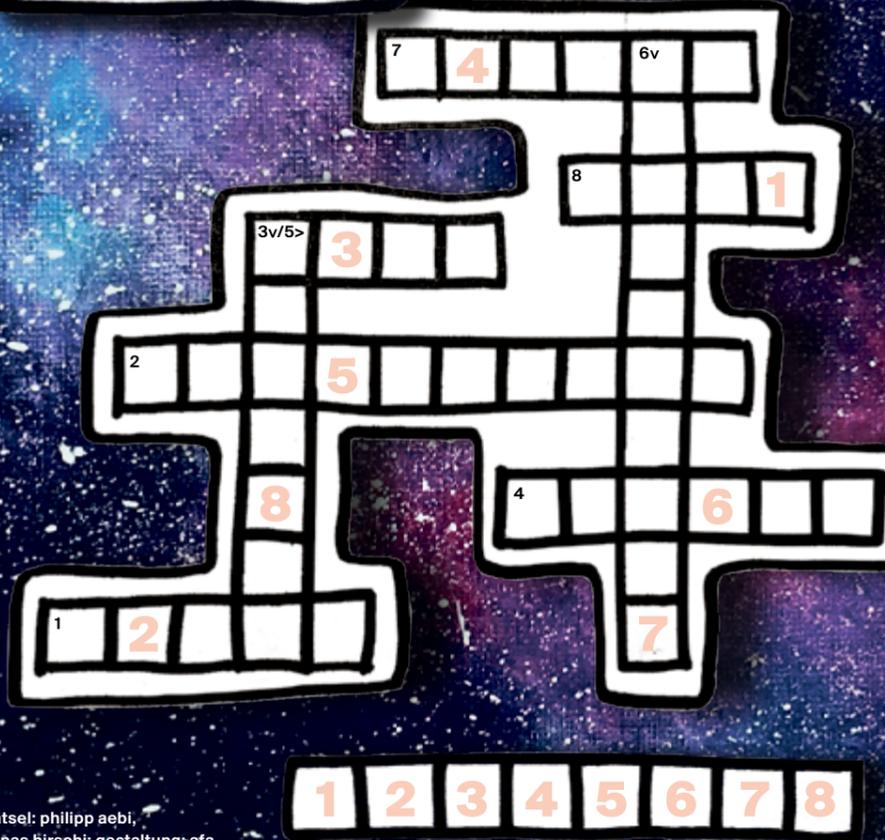
FÜR
15,- CHF INS
THEATER*

*An der Vorstellungskasse erhalten Sie mit Ihrer Joker Card jeden noch freien Platz für nur CHF 15,-! Gegen Vorlage eines gültigen Ausbildungsausweises, bis zum 30. Lebensjahr. Mehr Infos unter www.konzerttheaterbern.ch

Das galaktisch

gute
Rätsel!

1. Von der Wachstafel zum Regelwerk
2. Findet sich in Kürbis, Pudel und Lehre
3. Le mec qui ne parle pas grec
4. Wo sich die glücklichen Nilpferde mit einer Überraschung im Country treffen
5. (Da Ba Dee)
6. Die «NEIN DANKE»-Sager machten letzten November nur 46% aus
7. Kann wegen Burnout vom Tag zum Jahr werden
8. Die Alten spielen mit Hasen, die Jungen in Bern



rätsel: philipp aebi,
jonas hirschi; gestaltung: afa

Sende das Lösungswort bis am 13.06.2017 an raetsel@studizytig.ch. Zu gewinnen gibt es 3x2 Tickets für die Vorstellung am 17.06.2017 des Stücks «Penelope» von Konzert Theater Bern. Viel Erfolg!



Hier noch Jan.

Impressum

Die *bärner studizytig* wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4x jährlich mit einer Auflage von 11'308 Exemplaren.

Redaktion

David Burgherr (dab), Sam von Dach (svd), Rafael Egloff (re), Alice Fankhauser (afa), Luca Hubschmied (lh), Lucie Jakob (luj), Andrea Knecht (akn), Noah Pilloud (nop), Rahel Schaad (ras), Yannic Schmezer (yas), Lukas Siegfried (lus), Mathias Streit (mas), Nicolas Weber (nw), Saare Yosief (say)

Externe

Design: Jacqueline Brügger, Paolo Riva
Bilder: Sam von Dach, Sina Fischer
Layout: Alice Fankhauser
Rätsel: Philipp Aebi, Jonas Hirschi
Lektorat: Karla Koller
Website: Felix Brönnimann, Julian Morf, Lukas Bieri; dreigestalten

Werbung

Liliane Schuler, insetate@studizytig.ch

Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern
info@studizytig.ch, www.studzitytig.ch

Druck

Gassmann AG, Biel

Redaktionsschluss *bärner studizytig* #9:
September 2017
Inserate-Annahmeschluss: September 2017
Erscheinungsdatum (Versand): KW 42

Redaktion SUB-Seiten

Angela Krenger (ak), Flavia von Gunten (fvg)

Kontakt SUB

redaktion@sub.unibe.ch
Verantwortliche SUB-Vorstand:
Pia Portmann, pia.portmann@sub.unibe.ch
Lektorat SUB-Seiten: Simone Herpich

Adressänderungen bitte melden an:
abo@studizytig.ch

Die *bärner studizytig* dient der Student-Innenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der *bärner studizytig* im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen.

Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die *bärner studizytig* trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die *bärner studizytig* nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail an abo@studizytig.ch.

Wie weiter mit Erasmus+?

Dieses Jahr feiert Erasmus seinen 30. Geburtstag – ohne die Schweiz. Nur äusserst zögerlich bewegt sich der Bund in Richtung einer erneuten Assoziierung mit dem europäischen Austauschprogramm. Damit stösst er auf massiven Widerstand.

Ein grosser Aufschrei ging durch die Schweizer Bildungslandschaft, als im vergangenen Februar bekannt wurde, dass das Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI) derzeit nicht mit der EU über eine Vollasoziiierung an Erasmus+ verhandelt. Und das obschon der Bundesrat zu Beginn der Übergangslösung 2014 eine Assoziierung an Erasmus+ angestrebt hatte. Auch die parlamentarische Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur (WBK) forderte damals eine rasche Assoziierung der Schweiz.

Eine Lösung Schweiz

Nach dem «Ja» zur Masseneinwanderungsinitiative im Februar 2014 sistierte die Europäische Kommission die Verhandlungen für die Teilnahme an Erasmus+ und behandelte die Eidgenossenschaft fortan als Drittstaat. Der Bund reagierte mit einer Übergangslösung, die Studierende unter dem Namen «Swiss-European Mobility Programme» (SEMP) als Ersatz für Erasmus+ kennen. In seiner Botschaft letzte Woche schlägt der Bundesrat nun eine sogenannte Schweizer Lösung Periode 2018–2020, also wiederum eine Übergangslösung, vor. Die verschiedenen Schweizer Jugend- und Studierendenverbände befürchten, dass diese genauso wie die bisherige Übergangslösung einen ungenügenden Ersatz für eine Erasmus+-Mitgliedschaft bieten werde.

Erasmus+-Programmländer sind beliebt

Die SEMP-(Erasmus)-Mobilität ist an der Universität Bern die mit Abstand meist genutzte Austauschmöglichkeit. Das Internationale Büro verzeichnete in den letzten drei Jahren jährlich rund 200 Outgoing- und 120 Incoming-Studierende. Im Vergleich dazu absolvierten nur rund 50 Studierende pro Jahr einen Austausch basierend auf einem anderen, internationalen Austauschabkommen. Gemäss Aussage des Internationalen Büros der Universität Bern, hat der Austausch mit europäischen Partnern dank der Übergangslösung SEMP 2014 fast nahtlos weitergeführt werden und mittels grossem Kommunikations- und administrativem Aufwand die meisten Verträge erneuert werden können. Drei englische Universitäten hätten die Uni Bern allerdings ausgeschlossen. Für das kommende akademische Jahr 2017/18 sei es nun bei den Outgoings zu einem noch ungeklärten Rückgang von zirka 15 Prozent gekommen.

Viel Aufwand, viele Einschränkungen

Die Abnahme an Abkommen und dadurch eine Verminderung der Optionen an Auslandsaufenthalten ist eine der grossen Befürchtungen des VSS, dem Verband der Schweizer Studierendenschaften. «Die Übergangslösung ist kein Ersatz für

eine Mitgliedschaft bei Erasmus+», so der Co-Präsident Josef Stocker. «Wir befürchten, dass aufgrund der Übergangslösung weniger Partneruniversitäten mit Schweizer Hochschulen Verträge abschliessen werden oder weniger Plätze für Schweizer Studierende anbieten werden», sagt Josef Stocker. Zudem stünden ohne Mitgliedschaft wesentliche Teile des Erasmus+-Programms Schweizerinnen und Schweizern nicht zur Verfügung und internationale Kooperationen würden erschwert. In seinen Stellungnahmen betont der VSS zudem den grossen administrativen Aufwand für nationale und ausländische Hochschulen, da nebst Erasmus+ eine Parallelinfrastruktur aufgebaut werde.

Pro Mitgliedschaft bei Erasmus+

Auch Swissuniversities spricht sich im Namen der Schweizer Hochschulen klar für eine Assoziierung der Schweiz an das EU-Programm aus. Die Gründe sind dieselben. Hinzukommt, dass Swissuniversities langfristig einen Verlust in der internationalen Ausrichtung der Bildungsstätten sieht und negative Auswirkungen auf den Wissensplatz Schweiz fürchtet. Der Universitätszweigschluss sowie auch Economiesuisse weisen darauf hin, dass durch einen Erasmus-Aufenthalt die Chancen auf dem Arbeitsmarkt um bis zu 40 Prozent



steigen würden. Economiesuisse hält fest, dass der Austausch mit der EU wesentlich zur Internationalisierung des Tertiärbereichs, zum guten Funktionieren des Arbeitsmarkts sowie zum Wachstum der Wirtschaft beigetragen habe.

Swissuniversities befürchtet durch die Übergangslösung langfristig einen Verlust an Sichtbarkeit, Einfluss und Mitsprachemöglichkeiten der Schweizer Hochschulen. Zum Beispiel würde die Schweiz auf Listen der Europäischen Kommission als mögliche Destination für einen Austausch oder als Kooperationspartnerin gar nicht erst aufgeführt. Auch könne die Schweiz nicht von den aussereuropäischen Mobilitäten der EU profitieren.

Berufsbildung besonders betroffen

Tatsächlich brach im Studienjahr 2014/2015, nachdem die Masseneinwanderungsinitiative angenommen und die Mitgliedschaft auf Eis gelegt worden war, die Anzahl an Incoming-Studierenden massiv ein. Die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft der Jugendverbände (SAJV) betont zudem, dass von der Nicht-Mitgliedschaft vor allem die Berufsbildung sowie der ausserschulische Jugendbereich betroffen sind. Grund dafür sei, dass bei der Übergangslösung die Lernmobilität von Personen, vor allem der Studierenden, priorisiert und die anderen Aktionen von Erasmus+ nicht gleicher-

«Die grosse Befürchtung ist, dass Partneruniversitäten das Interesse an einer Zusammenarbeit mit Schweizer Hochschulen verlieren.»

massen kompensiert würden, erläutert die Bereichsleiterin Politik und Partizipation des SAJV, Annina Grob.

Mehr Austauschmöglichkeiten

«Die grosse Befürchtung ist, dass Partneruniversitäten das Interesse an einer Zusammenarbeit mit Schweizer Hochschulen verlieren», fasst Josef Stocker eine Hauptsorge der Erasmus+ Befürworter zusammen. Diese Befürchtung wird von Seiten des Bundesrates nicht geteilt. «Selbstverständlich muss die Sichtbarkeit gewährleistet und Kooperationsmöglichkeiten gefördert werden», so Jérôme Hügli, Projektverantwortlicher SBFI, Internationale Bildungszusammenarbeit und Berufs-

«Die Teilnahme am Erasmus+-Nachfolgeprogramm wird im Gesamtpaket in Verbindung mit anderen bilateralen Dossiers Schweiz-EU beurteilt werden.»

qualifikationen. Doch die Erfahrung habe gezeigt, dass der Schock vom Februar 2014 aufgefangen werden konnte und die Zahl an Austauschfenthalten weiter ansteige. «Der Bundesrat hat die Vor- und Nachteile erwogen und ist zum Schluss gekommen, dass die Schweizer Lösung für 2018–2020 einer zweijährigen Assoziierung ohne Gewissheit darüber, ob dann eine Assoziierung an das Nachfolgeprogramm folgen wird, vorzuziehen ist», erklärt der Projektverantwortliche Jérôme Hügli. Die Möglichkeit einer Nicht-Assoziierung erscheint insofern nicht abwegig, als dass sich in der Vergangenheit zweimal ein Volksentscheid der erneuten Mitgliedschaft in den Weg stellte, nämlich das EWR-Nein 1992 und das «Ja» zur Masseneinwanderungsinitiative 2014.

Pro Lösung Schweiz

In seiner Botschaft vom 26. April schreibt der Bundesrat: Im Vergleich zu einer Assoziierung kann erheblich an administrativem Aufwand eingespart werden, die Finanzmittel vom Bund können flexibler und bedarfsgerechter zugeteilt und insgesamt innerhalb desselben Budgetrahmens mehr Leistungen erbracht werden. Die autonome Schweizer Lösung gewährleiste Kontinuität und habe Ausbaupotenzial, so die Botschaft.

Das SBFI werde weiterhin Gespräche mit der EU für eine allfällige Assoziierung an das Nachfolgeprogramm von Erasmus+ ab 2021 führen, berichtet Jérôme Hügli. Ob die Schweiz diesem beitreten werde, hänge unter anderem von folgen-

den Faktoren ab: «Relevant wird sein, wie das Nachfolgeprogramm aussehen wird und wie die Vorteile einer Teilnahme im Verhältnis zum erforderlichen Aufwand eingeschätzt werden. Zudem lässt sich eine Teilnahme am EU-Bildungsprogramm nicht isoliert von der Gesamtbeziehung zwischen der Schweiz und der EU betrachten. Die Teilnahme am Erasmus+-Nachfolgeprogramm wird im Gesamtpaket in Verbindung mit anderen bilateralen Dossiers Schweiz-EU beurteilt werden», sagt Jérôme Hügli vom SBFI.

Eine Frage des Verhältnisses Schweiz-EU

Eine solche explizite Verknüpfung gab es beim Forschungsabkommen Horizon2020. Als das Parlament Ende letzten Jahres die Masseneinwanderungsinitiative in einer mit der Personenfreizügigkeit verträglichen Weise umsetzte und das Kroatien-Protokoll ratifizierte, konnte die Schweiz wieder automatisch an Horizon2020 teilnehmen. Dies sei möglich gewesen, da man sich mit der EU, anders als bei Erasmus+, bereits vorher über die Konditionen einer Teilnahme einig geworden sei, erklärt Jérôme Hügli. Für Josef Stocker vom VSS steht aber fest, dass Bildung und Forschung nicht getrennt voneinander funktionieren, sondern gemeinsam betrachtet werden müssten. Zudem kritisiert der VSS Co-Präsident, dass die Schweiz bei Horizon2020 eine Beteiligung nach den Standards des EWR akzeptierte, bei Erasmus+ aber ablehnte.

Der politische Wille zählt

«Eine Vollasoziiierung an Erasmus+ ist eine Frage des politischen Willens und wir appellieren an das Parlament, alles Mögliche zu unternehmen, dass die Vollasoziiierung per 2018 möglich wird», schliesst Elisabeth Widmer von der Arbeitsgemeinschaft der Jugendverbände (SAJV) aus der aktuellen Situation. Dafür sammelt die SAJV nun Unterschriften für die Petition «Vollasoziiierung jetzt!». Erstunterzeichnende Organisation ist unter anderem der VSS und damit auch die SUB. Die politische Botschaft der Studierendenschaft der Uni Bern ist klar. «Die SUB engagiert sich für eine Vollmitgliedschaft; ansonsten gehen Türen für die Schweizer Studierenden und Hochschulen zu», sagt Jochen Tempelmann, SUB Vorstand für Kultur und nationale Hochschulpolitik. «Erasmus+: Wir müssen leider draussen bleiben» war denn auch die symbolische Botschaft auf den Plakaten der SUB, die am 11. April anlässlich des nationalen Aktionstags des VSS die Haupteingänge der Uni Bern blockierten und so auf die Einschränkungen der Übergangslösung aufmerksam machten. **text: angela krenger; bild: sam von dach**

Erasmus+

Im akademischen Jahr 2015/2016 zog es fast 3'000 Schweizer Studis in ein Erasmus+-Programmland. Erasmus+ ist das Rahmenprogramm der EU im Bereich der allgemeinen und beruflichen Bildung der Jugend und des Sports für die Periode 2014-2020. Es verfügt über die drei Aktionsfelder «Lernmobilität von Personen», «Strategische Partnerschaften» und «Unterstützung politischer Reformen». Jährlich sind es über eine Viertelmillion Studierende, die per Erasmus+ ins Ausland reisen und Schätzungen zufolge führten die binationalen Beziehungen zu über einer Million «Erasmus-Babys».

Wer neu im StudentInnenrat sitzt

Diesen Frühling wählten die Studierenden den Rat der StudentInnenvertretung der Uni Bern neu. Dabei kam es zu einem Linksrutsch und die Wahlbeteiligung sank um fünf Prozent. Die Ursache für diesen Ausgang könnte in der Strategie der Fraktionen liegen.

Niederlande, Frankreich und Deutschland: Viele wichtige Länder wählen oder wählten in diesem Jahr, wer ihr Staatsgebiet führen soll. Auch bei der StudentInnenschaft der Universität Bern (SUB) standen Wahlen an. Während 21 Tagen im März konnten die Studierenden der Uni Bern das Parlament der SUB, den StudentInnenrat (SR), wählen. Als höchstes Entscheidungsgremium legt der SR die Leitlinien für die politische Arbeit der SUB fest.

Neue Zusammensetzung

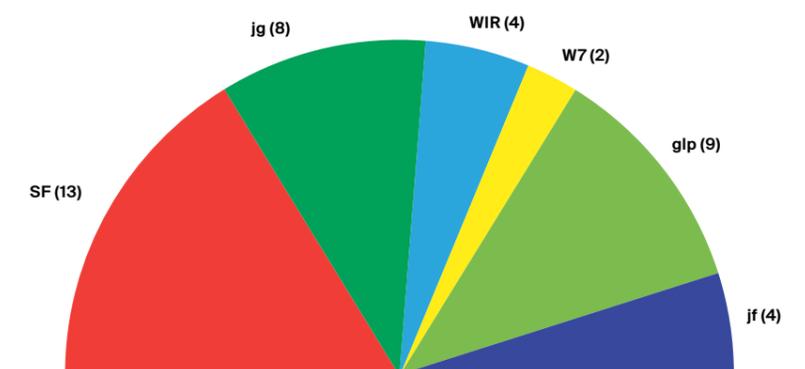
Bis auf die Tuxpartei haben sämtliche Fraktionen der vergangenen Legislatur, das heisst die Parteien im SR, Kandidierende zur Wahl vorgeschlagen. Die Grünliberalen Uni Bern (GLP), die Jungfreisinnige Uni Bern (JF) und die Christliche Studierendenvertretung (W7) sind Listenverbindungen eingegangen. Ebenso das Sozialdemokratische Forum (SF) und die Jungen Grünen (JG).

Neu besteht der SR nun aus 13 Ratsmitgliedern vom SF (+4), 4 von Wirtschaftswissenschaften im Rat WIR (-4), 8 der JG (+1), 9 der GLP (+2), 4 der JF (-1) und 2 von W7 (+0). Die von den Statuten vorgeschriebene Frauenquote von 40 Prozent ist erfüllt, da 20 Frauen in den SR gewählt wurden.

Misslungene Wahlstrategie?

An der neuen Zusammensetzung fällt auf, dass WIR und das JF zusammen fünf Sitze verloren haben, während das SF und die JG diese Anzahl gewinnen konnten – und gemeinsam mit 21 Sitzen die Mehrheit im Rat stellen. Trotz der Linksmehrheit glaubt Clau Dermont, Doktorand am Institut für Politikwissenschaften der Uni Bern, dass Anliegen der Rechten in den nächsten zwei Jahren nicht ungehört bleiben: «Im SR gibt es wechselnde Mehrheiten, die nicht immer nach dem Schema Links gegen Rechts funktionieren. Wollen die anderen Fraktionen mitgestalten,

haben sie auch die Möglichkeit, Personen für den Vorstand aufzubauen – da passiert die Tagespolitik.» Ursachen für den Sitzverlust von WIR und JF sieht Dermont in der Wahlstrategie der Fraktionen: «Vor zwei Jahren hatten die WIR 30 Kandidierende und konnten viele Leute der eigenen Fachrichtung mobilisieren. Bei der aktuellen Wahl stellten sie nur acht Kandidierende auf, erreichten damit weniger Studierende und erhielten weniger Stimmen. Die reine Repräsentation einer Fachrichtung scheint somit nicht der Modus zu sein, der für den SR funktioniert, ausser man kriegt alle aus dieser Fachrichtung an die Urne.»



Neu gewählte SR-Mitglieder:



Patricia Fehrensen, Jungfreisinnige Uni Bern (jf)

Positionen der SUB bleiben ähnlich

Wie stark werden die Studierenden die neue Zusammensetzung des SR spüren? Clau Dermont erwartet keine grossen Veränderungen bei den Positionen der SUB. Bei gewichtigen Anliegen wie Gebühren, Gleichstellung oder Mobilität entscheide nicht alleine der SR – die SUB gemeinsam mit dem Verband der Schweizer Studierendenschaften (VSS) seien aber ein wichtiger Einflussfaktor bei Kanton und Bund. Diese Arbeit habe das SF aber schon länger geprägt, indem es Vertreterinnen und Vertreter in den SUB- und VSS-Vorstand schicke.

SR-Präsidentin Katharina Schlittler sagt, dass der Linksrutsch nur Auswirkungen haben könne, wenn an den SR-Sitzungen mehr Leute aus dem linken Flügel anwesend seien. Auch habe sie erlebt, dass rhetorisches Geschick und taktisches Vorgehen entscheidender seien als die Fraktionszugehörigkeit. Ob Schlittlers Prognose stimmt, wird sich in den nächsten Wochen zeigen, wenn der Rat über Anträge von verschiedenen politischen Fraktionen abstimmen wird. So wird zum Beispiel über die fehlende günstige Wohnmöglichkeit in Uninähe oder Leihvelos im Uniquartier diskutiert werden.

Mehr Wahlkampf gefordert

Die Präsidentin betont, dass die während der Vorlesungszeit regelmässig stattfindenden Sitzungen des SR öffentlich seien; sie freue sich, wenn Stu-

dierende, unabhängig ihrer politischen Gesinnung, mitdiskutieren würden. Bei den Wahlen aber war das Engagement der Studierenden gering: nur 1240 Studis machten von ihrem Wahlrecht Gebrauch. Das entspricht 10.8 Prozent aller Berechtigten, fünf Prozent weniger als vor zwei Jahren. Clau Dermont stellt zwei Gründe für die tiefe Wahlbeteiligung fest: «Neben nationalen, kantonalen und kommunalen Wahlen und Abstimmungen sind Uni-Wahlen weniger präsent in der Wahrnehmung. Einige Studierende sind sich wohl auch nicht bewusst, was genau der SR und die SUB machen.» Carole Klopstein, im SUB-Vorstand zuständig für die kantonale und universitäre Hochschulpolitik und Kommunikation, erklärt sich die tiefe Beteiligung durch den zurückhaltenden Wahlkampf der Fraktionen. Für die Wahlen in zwei Jahren wünscht sie sich, dass die SUB das Wahlmail ins KSL integrieren kann, damit dieses einen offiziellen Eindruck abgebe. Clau Dermont schlägt eine ähnliche Strategie vor, um mehr Studierende an die Urne zu locken: «Um eine hohe Partizipation zu erreichen, muss die SUB da stärker auftreten und die Wahlen besser bewerben. Etwa, indem sie die Wahl Einladung per Post verschickt, wie es bei eidgenössischen Wahlen der Fall ist. Aber auch die Fraktionen im Rat sind aufgefordert, mit ihrem Wahlkampf die Studierenden zu mobilisieren.» Ob es ihnen gelingt, wird sich in zwei Jahren zeigen. **text: flavia von gunten; bilder: zvg**

Warum hast du dich zur Wahl gestellt?

An der Uni verbringe ich einen Grossteil meiner Zeit und arbeite an meiner Zukunft. Deshalb will ich dieses wichtige Umfeld aktiv mitgestalten.

Was erhoffst du dir von deiner Präsenz im SR?

Ich erhoffe mir durch mein Engagement liberales Gedankengut im Sinne von Sachpolitik vermehrt in den Rat bringen zu können.

Was studierst du und warum?

Ich studiere Rechtswissenschaft im zweiten Semester. Mich reizt die juristische Arbeit mit ihren zahlreichen Facetten.

Was machst du neben dem Studium und SR?

Ausserhalb der Uni setze ich mich für Kultur und Umwelt ein, indem ich unter anderem Führungen in der Stadt Langenthal und im Schloss Thunstetten mache und Mitglied der Umwelt- und Energiekommission der Stadt Langenthal bin. Zur Entspannung reite ich, spiele Videospiele und lese gerne.



Fabian Dali, Sozialdemokratisches Forum (SF)

Warum hast du dich zur Wahl gestellt?

Das ist einer gesunden Mischung aus Neugierde, Politiklust und freien Listenplätzen zuzuschreiben.

Was erhoffst du dir von deiner Präsenz im SR?

Auf politischer Ebene hoffe ich, den mit den Wahlen eingeleiteten Linksrutsch fortzuführen, um so eine sozial und ökologisch verantwortungsbewusste Unipolitik sicherzustellen. Auf der Prozessebene bemühe ich mich um eine unbürokratische Vorgehensweise: Sinnvolle und gerechte Resultate scheinen mir wichtiger als Paragraphentreue (wer diesen Punkt nicht versteht, soll doch mal bei einer Ratssitzung vorbeischaun). Persönlich erhoffe ich mir von meiner Zeit im Rat, nebst Ruhm und Ehre, einen hoffentlich lehrreichen Einblick in das politische Handwerk.

Was studierst du und warum?

Ich studiere Philosophie im Major und Sozialwissenschaften im Minor. So etwa 6 Semester, vielleicht 8, je nachdem, wie man zählt. Für die Sinnfrage müsste ich jetzt zu weit ausholen, kurz: Ich denke gerne.

Was machst du neben dem Studium und SR?

Ich arbeite am Institut für Soziologie und in der Dampfzentrale, schaue regelmässig Tanz und Theater und bemühe mich um eine grundlegende Reform sozialer Normen und die Überwindung des Kapitalismus.



Joel Hurni, Christliche Studierendenvertretung (W7)

Warum hast du dich zur Wahl gestellt?

Meine Schwester fragte mich an, ob ich für ihre Fraktion antreten würde. Ich wusste, dass sie bereits im SR aktiv war und entschloss mich, für die Christliche Studierendenvertretung in den Wahlkampf zu ziehen. Ich habe mich schon immer für Politik interessiert und möchte im SR Erfahrungen sammeln.

Was erhoffst du dir von deiner Präsenz im SR?

Ich möchte mich für die Studierenden einsetzen, indem ich bei Abstimmungen und Diskussionen im SR darauf Acht geben werde, dass das Individuum nicht aus dem Blickwinkel fällt, was sehr oft und schnell passieren kann.

Was studierst du und warum?

Ich studiere Veterinärmedizin, womit ich einen Bubentraum verwirkliche.

Was machst du neben dem Studium und SR?

Ich mache ab und zu Sport, lese die «New York Times» und «Russia Today», züchte Pilze und ab nächstem Semester werde ich hie und da ein bisschen fischen.



Géraldine Danuser, Grünliberalen Uni Bern (glp)

Warum hast du dich zur Wahl gestellt?

Ich vertrete gerne die Anliegen meiner Kommilitonen und Kommilitoninnen. Die politische Arbeit interessiert mich sehr und ich finde es wichtig, sich für seine Überzeugungen einzusetzen. Hinzu kommt, dass es eine gute Möglichkeit ist, den Ratsbetrieb kennenzulernen.

Was erhoffst du dir von deiner Präsenz im SR?

Ich wünsche mir eine gute Zusammenarbeit und hoffe natürlich, mit den Anliegen meiner Studiumsgenossen und Studiumsgenossinnen Erfolg zu haben.

Was studierst du und warum?

Ich studiere Jus im vierten Semester. Anwältin zu werden, war schon als Kind mein Ziel. Es macht mir Spass, mit dem Gesetz zu arbeiten, Lösungen für Probleme zu suchen und über diese zu diskutieren. Deshalb fühle ich mich auch in der Politik wohl.

Was machst du neben dem Studium und SR?

Ich bin auch auf kommunaler, kantonalen und nationaler Ebene in der jglp und glp sehr engagiert. Daneben mache ich Sport, um fit zu bleiben und abschalten zu können. Mein Training besteht zum grössten Teil aus Kyokushinkai Karate, Kickboxen und Yoga. Zudem arbeite ich an den Wochenenden bei der Securitas AG als Ordnungsdienstspezialistin.



WUNSCH-SCHLOSS

GLOBALISIERUNG –
MANGO ODER EMMENTALER?
ENTWERFEN SIE IHRE VISION FÜR DIE
SCHWEIZ VON MORGEN UND GEWINNEN SIE
EIN ALL-AROUND-THE-WORLD-TICKET.

Initianten

STRATEGIEDIALOG21
Stiftungsfonds | www.strategiedialog21.ch



WIR VERNETZEN KMU

Presenting Partner



Netzwerkpartner



Knowledge Partner



Medienpartner



Wunsch erfassen und mehr Infos unter
www.wunsch-schloss.ch